

DAS ABENTEUER DES MAURERS

ES lebte einmal in Granada ein armer Maurermeister, der alle kirchlichen und staatlichen Feste feierte, sich an Sonntagen wie vorgeschrieben jeder knechtlichen Arbeit enthielt, ja sogar noch den heiligen Montag in Ruhe und beschaulicher Einkehr verbrachte. Trotz dieser seiner großen Frömmigkeit wurde er aber immer ärmer, und schon konnte er für seine vielköpfige Familie kaum mehr das tägliche Brot auftreiben. Eines Nachts nun weckte ihn der laute und energische Schlag des Türhammers aus dem ersten Schlaf. Eiligst lief er zur Haustür, öffnete und sah einen langen, mageren, fast skelettartig aussehenden Geistlichen vor sich.

„Hört, guter Freund,“ sagte der unbekannte Priester leise zum erschrockenen Maurer, „wie man mir sagt, und wie ich selbst wahrnahm, seid Ihr ein guter Christ, dem man trauen kann. Wollt Ihr mir heute in der Nacht noch eine gut bezahlte, kleine Arbeit machen?“

„Aber natürlich, sehr gern, hochwürdigster Pater; immer vorausgesetzt, daß der Lohn den Umständen entspricht.“

„Macht Euch darüber keine Gedanken und habt keine Sorgen, denn der Lohn wird groß sein, doch bestehe ich darauf, dass Ihr mit verbundenen Augen zur Arbeitsstätte geht und so auch wieder in Euer Haus zurückkehrt; ich werde Euer Führer sein.“

Dem Maurer kam die Geschichte wohl etwas seltsam vor, doch Talar und Geldangebot zerstreuten alle seine Gedanken und ohne Einwand gab er seine Zustimmung. Der Geistliche zog ihm also eine dunkle Kapuze über den Kopf und führte ihn dann kreuz und quer über holprige Gässchen, krumme Wege und ausgetretene

Stiegen längere Zeit in der Stadt herum, bis sie endlich vor einem Haus haltmachten. Der Priester zog einen Schlüssel hervor, öffnete dann, wie es dem Maurer schien, einen schweren Torflügel. Sie traten ein, laut fiel das Portal zu und wurde wieder verriegelt. Sie gingen darauf durch einen langen, laut hallenden Korridor, durch Säle und enge Gemächer und blieben schließlich irgendwo stehen. Nun wurde dem Maurer auch gleich die Hülle vom Kopf genommen. Er befand sich in einem *patio*, dem Innenhof des Gebäudes, der von einer einzigen schwachen Ölfunzel nur spärlich beleuchtet war. In der Mitte stand grau das trockene Becken eines alten maurischen Springbrunnens, unter welches er auf Anordnung des Geistlichen Herrn ein kleines Gewölbe mauern musste. Steine, Mörtel und Handwerkzeuge waren vorhanden, dass er also ohne Zeitverlust mit der Arbeit beginnen konnte. Der Maurer schaffte die ganze Nacht, doch trotz seines Eifers konnte er das Werk nicht vollenden. Unmittelbar vor Tagesanbruch gab ihm der Priester ein schweres Goldstück, verhüllte ihm die Augen und führte ihn in seine Wohnung zurück.

„Seid Ihr willens wiederzukommen, um die Arbeit fertig zu machen?“

„Gern, *señor padre*, vorausgesetzt, dass ich ebenso gut bezahlt werde!“

„Gut, um Mitternacht werde ich Euch wieder abholen.“

So geschah es, und das Gewölbe wurde kunstgerecht vollendet.

„Helft mir nun,“ sagte der Priester zum Maurer, „die Leichen heranholen, die in diesem Gewölbe begraben werden sollen.“

Es sträubten sich die Haare des armen Mannes, und schwankenden Schrittes folgte er seinem geheimnisvollen Führer in ein entlegenes Zimmer des Hauses, und erwartete, denn solche Sachen gab es ja auch, zerstückelte menschliche Körper zu finden, die er nun einmauern sollte, um so jede Spur eines Verbrechens oder Familiendramas aus der Welt zu schaffen. Erleichtert atmete er daher auf, als der *padre* in eine Ecke deutete, wo drei oder vier große Krüge standen, die, wie er sich dann überzeugen konnte, ein außerordentliches Gewicht hatten, und nur mit Mühe schleppten beide Männer die Amphoren

bis an ihren unterirdischen Bestimmungsort. Der Priester schob hier den geheimnisvollen Schatz in das Gewölbe, das der Maurer sodann gleich wieder verschloss, mit Fliesen abdeckte und jedes Zeichen der vorgenommenen Arbeit verwischte. Mit verbundenen Augen kam der gute Handwerker neuerlich auf die Straße und lief mit seinem unbekannten Begleiter Weg auf und Weg ab, bis sie endlich vor der Stadt waren. Dort hielten sie. Der Priester gab seinem Helfer zwei Goldstücke in die Hand und sagte: „Warte hier, bis die Glocke des Doms zur Frühmesse lautet, dann nimm die Binden ab und gehe zu Weib und Kindern. Tu es ja nicht früher, denn schlimm würde es Dir ergehen.“ Der dürre Geistliche verschwand und ließ den Maurer allein. Dieser wartete getreulich dem Auftrag entsprechend und vertrieb sich die Zeit damit, dass er die Goldstücke von einer Hand in die andere warf und klingen ließ. Als endlich der laute Morgenruf der Glocke erschall, riss er schnell die Binde von den Augen und fand sich am Ufer des *Genil*, von wo er ohne Zeitverlust nach Hause eilte. Er lebte vierzehn Tage lang mit seiner Familie bei Wein und gutem Essen in Saus und Braus vom Ertrag der Arbeit dieser zwei Nächte und war nachher wieder so arm und hungrig wie früher.

Allerdings blieb er etwas arbeitsscheu, betete aber viel und feierte alle Tage des Heiligenkalenders mit einer rühmenswerten Frömmigkeit und Ausdauer durch Jahr und Tag. Kein Wunder, dass seine Kinder zerlumpt herumliefen und einer Bande von Zigeunern glichen. So saß er eines Tages in erbaulichem Selbstgespräch vor seiner Hütte, als ein alter Granadiner Bürger vorbeikam, der wegen seines Reichtums an Geld und Häusern, aber auch wegen seines Geizes wohlbekannt war. Der Geldmann schaute den armen Maurer unter den zottigen Augenbrauen hervor argwöhnisch an und sagte dann:

„Man sagt mir, lieber Freund, dass Ihr sehr arm seid.“

„Die Wahrheit ist nicht zu leugnen; die Tatsachen sprechen für sich, *señor!*“

„So nehme ich an, dass Euch ein Auftrag willkommen ist, und Ihr wohlfeil arbeiten werdet.“

„Billiger, mein Herr, als irgend ein anderer Maurer in Granada.“

„Das ist's, was ich suche! Ich habe in der Innenstadt ein altes, verfallenes Haus, dessen Erhaltung mich mehr Geld kostet, als es wert ist, denn niemand will darin wohnen. Ich muss es daher mit den geringsten Kosten zusammenflicken und ausbessern.“

Der Maurer wurde sonach in ein großes, verlassenes Haus geführt, das dem Einsturz nahe war. Er und der Besitzer gingen gemeinsam durch mehrere leere Hallen und muffige Zimmer, beschauten sich Wände und Decken und schritten dann auf den offenen Innenhof hinaus. Dort fesselte ein alter Brunnen in maurischem Stil das Auge des Handwerkers. Er glaubte sich an diesen Ort erinnern zu können, und wie im Traum sah er die Geldkrüge, das Gewölbe und den hageren Priester.

Mit etwas belegter Stimme fragte er den Begleiter: „Hört, Herr, wer besaß dieses Gebäude in früheren Jahren?“

„Die Pest über ihn!“ rief voll Zorn der Hausbesitzer aus, „es war ein alter, geiziger Pfarrer, der nur an sich selbst dachte und keinem Menschen etwas schenkte. Er hatte weder Verwandte noch Freunde, und als er starb dachten alle, er habe sein Vermögen der Kirche vermacht. Mönche, Priester und Nonnen kamen in Scharen, um vom vermeintlichen Schatz Besitz zu ergreifen. Doch nichts konnten sie finden, als einige wenige Dukaten in einem zerschlissenen, alten Beutel. Ich kaufte das Haus, verdammt sei der Tag, an dem mir der Gedanke kam, denn der alte Kerl geht hier noch immer um, zahlt keine Miete, verdirbt mir die besten Geschäfte, ohne dass ich etwas machen konnte, weil man ja einen Toten bekanntlich nicht vor Gericht verklagen kann. Wie die Leute behaupten, hört man im Schlafzimmer des Priesters die ganze Nacht das Klingen von Geld und Gold, als zähle er seinen Schatz, und dann wieder vernimmt man im Hof lautes Klagen, Stöhnen und Seufzen, als leide jemand großen Kummer. Mögen nun diese Geschichten wahr oder erfunden sein, sie haben mein Haus in Verruf gebracht, und ich finde keinen Mieter, der darin bleiben möchte.“

„Genug,“ sagte der Maurer beherzt, „lasst mich zinsfrei in diesem Haus wohnen, bis ein besserer Mieter kommt. Ich halte Euch das Gebäude in Stand und Ordnung! Auch werde ich den unruhigen Geist des Toten bannen, denn ich bin ein frommer Christ, dem selbst der leibhaftige Teufel in Gestalt eines Geldsackes nichts anhaben kann.“

Gern nahm der alte Geizhals das freimütige Anerbieten des ehrlichen Maurers an. Am gleichen Tag noch kam dieser mit Kind und Kegel ins Haus und erfüllte jederzeit getreulich seine Pflicht. Nach und nach brachte er das neue Heim wieder in seinen früheren Zustand, machte es wohnlich und hübsch, und bald hörte auch das Klimpern des Goldes auf, das man früher im Zimmer des verstorbenen Priesters gehört hatte. Ein Wunder war geschehen, denn nun klang das Geld und Gold Tag und Nacht leise aber nachdrücklich in den Taschen des lebenden Maurers. Mit einem Wort, er nahm schnell an Wohlstand zu, was alle Leute von Granada mächtig wunderte, und mit der Zeit war er einer der reichsten Männer der Umgebung. Große Summen schenkte er der Kirche und ihren Priestern und Nonnen, wohl um sein christliches Gemüt zu beruhigen. Das Geheimnis des Gewölbes und die Geschichte und das Herkommen seines Reichtums enthüllte er erst auf dem Sterbebett seinem Sohn und Erben.

DIE SAGE VON DEN DREI SCHÖNEN PRINZESSINNEN

IN alten Zeiten regierte in Granada ein maurischer König namens Mohammed, den seine Untertanen *el Hayzari*, den Linkshänder nannten. Einige der Chronisten meinen, man habe ihm deswegen diesen Beinamen gegeben, weil er mit seiner linken Hand so gut umgehen konnte wie mit der rechten; andere aber glauben, dass er alles verkehrt anfasste und linkisch verpfuschte, was zu regeln gewesen wäre. Wie auch immer, sicher ist, dass während seiner Regierungszeit Granada von schwersten Unruhen und Revolutionen heimgesucht wurde. Er selbst konnte nie in Frieden leben, und vom Unglück verfolgt oder in Folge seiner schlechten Regierung wurde er dreimal vom Throne gestoßen; dabei musste er sogar bei einer Gelegenheit als Fischer verkleidet bis Afrika hinüber flüchten, um sein Leben zu retten. Doch war König Mohammed ebenso tapfer wie tölpelhaft und schwang linkshändig den Krummsäbel so kräftig, dass er sich nach schweren Gefechten den Thron immer wieder zurückeroberte. Aber anstatt aus dem Missgeschick zu lernen und klug zu werden, wurde er hartnäckig und stur; eigenwillig und halsstarrig versteifte er seinen linken Arm in Willkür. Über das öffentliche Unglück, das er so über sich und sein Reich brachte, berichten dem Forscher die alten arabischen Annalen Granadas; die hier folgende Geschichte soll uns nur von seinem häuslichen Leben erzählen.

Als dieser Mohammed eines Tages mit seinen Höflingen am Fuße der *Sierra Elvira* einen längeren Spazierritt machte, begegnete er einem Trupp seiner Leute, der von einem Streifzug durchs Grenzland der Christen siegesfroh zurückkehrte. Die Reiter führten

einen langen Zug mit Beute schwer beladener Maulesel mit sich; auch sah man viele Gefangene beiderlei Geschlechtes. Unter den Frauen und Mädchen fiel dem Herrscher eine schöne und reich gekleidete Jungfrau auf, die weinend auf einem kleinen Pferd saß und kaum auf die ihr zur Seite reitende *dueña* hörte, und ihre tröstenden Worte nicht zu verstehen schien.

Der König, von des Mädchens Schönheit bezaubert, erkundigte sich allsogleich nach der Herkunft der Gefangenen. Der Anführer der Truppe konnte ihm berichten, dass es sich um die Tochter des *alcáiden* einer Grenzfestung handle, die er durch Handstreich eingenommen und dann geplündert habe. Mohammed forderte das Christenmädchen als königlichen Beuteanteil und ließ es in den Harem auf der Alhambra bringen. Hier tat man alles, um die Auserkorene des Fürsten zu zerstreuen, ihren Kummer zu tilgen und ihre Stimmung zu heben. Der schon ganz närrisch verliebte König beschloss daraufhin, die schöne Maid zu seiner Gemahlin zu machen. Das spanische Mädchen wies natürlich anfangs derlei Anträge schroff zurück, denn der Bewerber war ja ein Ungläubiger, ein offener Feind ihres Vaterlandes und, was das schlimmste war, er zählte nicht mehr zu den jungen Jahrgängen, denn Silberlocken umrahmten sein ehrwürdiges Haupt.

Als der König sah, dass all seine Bemühungen fruchtlos blieben, beschloss er mit der *dueña*, die damals mit dem Mädchen gefangen genommen wurde, zu reden, da diese ja als Gesellschaftsdame auf ihre junge Herrin bestimmt einen Einfluss hatte. Dieser dienstbare Geist war Andalusierin von Geburt; doch kennt man ihren christlichen Namen nicht, denn in den maurischen Sagen nennt man sie immer „die kluge Kadiga,“ und klug war sie in der Tat, was aus ihrer Geschichte ganz klar hervorgeht. Kaum hatte der maurische König eine kurze, geheime Unterredung mit ihr gehabt, als sie auch schon die Dringlichkeit seiner Gründe begriff und seine Sache bei ihrer jungen Herrin zur ihrigen machte.

„Ei was,“ rief sie eindringlich, „was ist denn da zu weinen und zu jammern? Ist es nicht besser, die Gebieterin zu sein, hier oben in diesem wundervollen Palast mit all den schönen Gärten

und Brunnen, als in Eures Vaters altem Grenzturm zwischen nackten Felsen eingeschlossen zu leben und zu sterben? Dass dieser Mohammed ein Ungläubiger ist, was tut dies schon zur Sache? Ihr heiratet ja ihn und nicht seine Religion. Und dass er alt ist? Desto eher werdet Ihr Witwe und dann Eure eigene Herrin sein. Auf jeden Fall seid Ihr in seiner Gewalt und habt nur die Wahl zwischen Königin oder Sklavendasein. Bedenkt auch, dass es immer besser ist, seine Ware an den Räuber zu einem annehmbaren Preis zu verkaufen, als sie sich mit Gewalt nehmen zu lassen.“

Die Vorhaltungen der klugen Kadiga hatten Erfolg. Die spanische Maid trocknete ihre Tränen und wurde die Gemahlin Mohammeds des Linkshänders. Sie nahm auch zum Schein den Glauben ihres königlichen Gatten an; ihre *dueña* aber wurde sofort eine eifrige Bekennerin der Lehren des Propheten, erhielt den arabischen Namen Kadiga und blieb die vertraute Dienerin ihrer Herrin.

Zur gehörigen Zeit wurde der maurische König stolzer und glücklicher Vater von drei wunderlieben Töchtern, die alle zur selben Stunde geboren wurden. Ihm wäre wohl Söhne lieber gewesen, doch er tröstete sich mit dem Gedanken, dass immerhin drei gleichzeitig geborene Töchter für einen einigermaßen bereits bejahrten und obendrein noch linkshändigen Mann eine beachtenswerte Leistung waren.

Wie es bei den moslemischen Monarchen Sitte war, rief auch er bei diesem glücklichen Ereignis die bekanntesten Astrologen zu sich und bat sie, einen Blick in die Zukunft zu tun, um den drei kleinen Prinzessinnen ihr Horoskop zu stellen. Gerne kamen die weisesten Männer des Reiches dem Wunsche ihres Landesherrn nach, und ernst mit den greisen Häuptern nickend sagten sie: „Töchter, oh König, sind immer ein unsicherer Besitz; aber diese hier werden deiner Wachsamkeit ganz besonders bedürfen, wenn sie in das heiratsfähige Alter kommen. Dann nimm sie unter deine Flügel, in deine alleinige Obhut und vertraue sie keinem anderen Menschen an.“

Mohammed der Linkshänder war von Höflingen und Hofschranzen als weiser Monarch anerkannt, und er selbst betrachtete sich auch als einen von Gott begnadeten Landesvater. Die Prophezeiung der Astrologen verursachte ihm und seinem Hofstaat also wenig Kopfzerbrechen; er traute ihrem und seinem Verstande zu, die Oberwachung der Infantinnen richtig organisieren und des Geschickes Mächte auch überlisten zu können.

Die Drillingsgeburt war übrigens die letzte und einzige eheliche Trophäe des Königs. Seine Gemahlin gebahr ihm keine Kinder mehr und starb einige Jahre später, ihre jungen Töchterchen seiner Liebe und der Treue der klugen Kadiga überlassend.

Viele Jahre mussten noch vergehen, ehe die Prinzessinnen das von den Astrologen genannte gefährliche Alter der Heiratsfähigkeit erreichten. „Der kluge Mann baut vor,“ sagte sich der schlaue Monarch und beschloss, den Wohnsitz seiner Tochter und ihres Hofstaates nach dem königlichen Sitz Salobreña zu verlegen und sie dort erziehen zu lassen. Dieser prächtige Palast stand mitten in einer starken maurischen Festung, die vor Jahren einer der granadinischen Fürsten auf den uneinnehmbaren Gipfel eines Berges an den Gestaden des Mittelmeeres gebaut hatte. Salobreña war also einem Fruchtkern gleich von einer starken Schale umschlossen, und unmöglich schien es, mit den Bewohnern des Palastes von außen her in Kontakt zu treten. Hier oben, fern von Granada und den Hofintrigen, den Ränken und politischen Verschwörungen, war eine Art von königlicher Ruhestandssitz, wo die mohammedanischen Potentaten unliebsame Verwandte einsperrten, die ihnen im Wege standen oder ihre Sicherheit zu gefährden schienen. Den Bewohnern dieses politischen Sanatoriums war übrigens jede Art von Wohlleben und Unterhaltung gestattet, in deren unbeschränktem Genuß sie ihr Leben in üppiger Trägheit und wollüstiger Faulheit verbrachten, bis sie endlich, verfettet, ins bestimmt nicht bessere Jenseits hinüberschlummerten. Nachdem diese Residenz von vielen Arbeitern und Künstlern zweckdienlich hergerichtet war, übersiedelten die drei Infantinnen dorthin. Hier lebten sie von aller Welt abgeschlossen, doch von Freundinnen

umgeben und von Sklavinnen bedient, die ihnen jeden Wunsch von den Augen ablasen, um diesen dann sofort zu erfüllen. Sie lustwandelten in den köstlichen Schlossgärten, wo die herrlichsten Blumen wuchsen und die Bäume seltene Früchte trugen; sie spielten in duftenden Hainen und erfrischten sich in wohlriechenden Bädern. Von drei Seiten schaute die Burg auf ein reiches und gepflegtes Tal, und weit hinten am Horizont leuchteten die Berge der Alpujarra; die andere Front ging aufs sonnenbestrahlte offene Meer hinaus, wo Fischer ihrem schweren Handwerk nachgingen und Kauffahrer über die Wellen glitten.

Die Prinzessinnen wuchsen in dieser herrlichen Wohnung unter ewig blauem Himmel im mildesten Klima der Welt zu wahren Schönheiten heran. Obschon alle drei Schwestern die gleiche Erziehung genossen, waren sie in Bezug auf ihre Charaktereigenschaften von klein auf grundverschieden. Sie hießen Zaida, Zoraida und Zorahaida; und das war auch die Reihenfolge ihres Alters, denn genau drei Minuten lagen zwischen der Geburt einer jeden.

Zaida, die älteste, hatte einen unerschrockenen Geist und war ihren Schwestern in allem voran, wie sie es schon beim Eintritt in diese Welt zu richten wusste, dass sie als „die Erste“ das Licht der Sonne erblicken konnte. Sie war neugierig, wissensdurstig, fragte viel und ging allen Dingen gern bis auf den Grund.

Zoraida war eine Künstlernatur von feinem Geist und Gefühl. Großer Sinn für alles Schöne und Ästhetische zeichnete sie aus, was ohne Zweifel der Grund war, weshalb sie so gern in Spiegeln und Brunnen ihr eigenes Bild betrachtete; Blumen, Juwelen und kunstvoller Putz ließen ihr kleines Herzlein höher schlagen.

Zorahaida wieder war sanft und schüchtern, äußerst empfindsam und dazu von hingebender Zärtlichkeit. Mit Liebe pflegte sie Blumen, Vögel und andere möglichen Tierchen. Sanft und voll Liebe unterhielt sie sich mit ihren Schwestern, und nie sprach sie einen ihrer Wünsche in arrogantem Tone aus. Sinnend und träumend saß sie oft stundenlang auf dem Balkon und schaute in milden Sommernächten zu den funkelnden Sternen hinauf oder auf

das weite vom Mond bestrahlte Meer hinaus; in solchen Momenten konnte ein feines Fischerlied, der leise Ton einer maurischen Flotte oder der Ruderschlag einer vorüber gleitenden Barke ihr Gemüt verzaubern. Der geringste Aufruhr der Elemente aber erfüllte sie mit Schrecken und Angst, und ein einziger Donnerschlag war oft genug, dass sie in Ohnmacht fiel.

So gingen ruhig und heiter die Jahre dahin. Treu erfüllte die kluge Kadiga ihre Pflicht und sorgte unermüdlich für das leibliche und seelische Wohl der ihr anvertrauten Prinzessinnen.

Das Schloss Salobreña lag, wie bereits gesagt, auf einem Berg an der Küste. Eine der äußeren Burgmauern lief an der Seite des Hügels hinunter bis zu einem vorspringenden Felsen, der über die See hinausragte. Die Wellen bespülten sanft einen kleinen Strand, dessen Ufersand der Küste jede Rauheit nahm. Oben auf dem Felsenriff stand ein alter Wachturm, der zu einem herzigen Lusthaus ausgebaut worden war, und durch dessen vergitterte Fenster frei die frische Seeluft blies. Hier brachten die Infantinnen gewöhnlich die schwülen Stunden des Mittags zu und schliefen ruhig, und zufrieden ihre Siestas.

Die neugierige Zaida saß eines Tages an einem der Fenster des Pavillons und schaute übers Meer während ihre beiden Schwestern auf weichen Ottomanen schlummerten. Aufmerksam beobachtete sie eine Galeere, die mit exakten Ruderschlägen die Küste entlang fuhr und sich dem Turm näherte. Bald konnte sie auch feststellen, dass es sich um ein militärisches Fahrzeug handelte, da es mit Bewaffneten bemannt war. Die Galeere warf unterm Turm beim Felsen Anker, und eine größere Anzahl maurischer Soldaten brachte mehrere christliche Gefangene an Land und stellten diese am schmalen Sandstrand auf. Zaida weckte sofort ihre Schwestern und informierte sie eingehend über den Vorfall. Alle drei lugten dann vorsichtig durch die dichten Fenstergitter zur Küste hinunter, derart, dass sie von draußen nicht gesehen werden konnten. Unter den Gefangenen befanden sich drei reich gekleidete spanische Ritter. Sie waren in der Blüte der Jugend und von edlem Aussehen; aus ihrem Wesen sprach ein hoher Adel,

und stolz schauten sie zu ihren Feinden und Wächtern hinüber, die auf weitere Anordnungen bezüglich der mit Ketten beladenen Christen zu warten schienen. Die Infantinnen blickten voll gespanntem Interesse atemlos hinunter und konnten sich an den edlen Jünglingen nicht satt sehen. Man darf sich wirklich nicht wundern, dass die Erscheinung der drei Ritter aus adeligem Hause ihre jungen Herzen einigermaßen beunruhigte. Im Schloss kamen sie fast ausschließlich mit weiblicher Dienerschaft zusammen, und sahen vom männlichen Geschlecht nur schwarze Sklaven und dann und wann einen Fischer oder einen Soldaten der Küstenwache. Die arrogante Schönheit der drei schneidigen Helden im vollen Schmuck ihrer Jugend musste also die Infantinnen aufs tiefste bezaubern.

„Hat jemals ein edleres Wesen die Erde betreten, als jener Ritter in Scharlach?“ rief Zaida, die älteste der Schwestern. „Schau, wie stolz er sich benimmt, als ob alle rings um ihn seine Sklaven wären!“

„Aber seht nur diesen in Grün!“ rief Zoraida, „welche Anmut, welche Hoheit, welche Eleganz!“

Die holde Zorahaida schwieg und sagte ihren Schwestern nichts, doch insgeheim gab sie dem Ritter im blauen Kleid den Vorzug.

Die Prinzessinnen wandten von den Gefangenen kein Auge ab, bis sie in der Ferne ihren Blicken entschwanden; da seufzten die drei Infantinnen schwer auf, drehten sich um, schauten sich sodann einen Augenblick an und setzten sich sinnend und träumend in ihre Ottomanen.

So traf sie bald hernach die kluge Kadiga. Die Mädchen erzählten ihrer treuen *dueña*, was sie gesehen hatten, und schwärmend ließen sie ihren Zungen freien Lauf, dass sogar das welke Herz Kadigas warm wurde. „Arme Jünglinge!“ rief sie aus, „ihre Gefangenschaft und das harte Los, das ihrer wartet, wird mancher edlen und schönen Jungfrau in ihrem Heimatland großen Kummer und schweres Herzeleid verursachen! Ach, liebe Kinder, ihr habt keinen Begriff von dem Leben, das diese Ritter auf ihren Burgen und Schlössern, in Palästen und am Hofe ihres Königs fahren. Welche Pracht bei

den Turnieren, welche Verehrung der Frauen. Ein Minnedienst mit Liedern und Serenaden, wie ihr ihn euch gar nicht träumen könnt!“

Die Neugierde der Zaida stieg aufs höchste. Unersättlich war sie im Fragen und entlockte nach und nach der alten Dienerin die lebendigsten Schilderungen von Festen und Spielen, die sie in der Jugend in ihrem Heimatlande gesehen und erlebt hatte. Die schöne Zoraida richtete sich schnell auf, als Kadiga von den Reizen der spanischen Frauen berichtete, und ging zum großen Wandspiegel, wo sie sich insgeheim mit kritischem Blick, doch hoch zufrieden betrachtete. Die zarte Zorahaida wieder drückte sich tief in die Kissen auf ihrer Ottomane und seufzte traurig in sich hinein, als von den feurigen Mondscheinserenaden die Rede war.

Jeden Tag erneuerte die neugierige Zaida ihre Fragen, und jeden Tag wiederholte die kluge *dueña* ihre Erzählungen, denen die edlen Zuhörerinnen mit größter Aufmerksamkeit lauschten und manchmal tränenden Auges seufzten. Endlich merkte die alte Frau, dass sie dabei war, ein großes Unheil anzurichten. Sie hatte ja übersehen, dass aus den ihr anvertrauten drei Kindern nunmehr liebenswürdige Jungfrauen im heiratsfähigen Alter geworden waren, durch deren Adern heiß das Blut pulsierte, und deren Herz nach Liebe verlangte. Es ist Zeit, dachte sich die *dueña* daher, dass der König benachrichtigt werde, und er das ihm richtig Scheinende selbst verfüge.

Mohammed der Linkshänder saß eines Morgens in einer der kühlestn Hallen der Alhambra auf dem Diwan, als ihm ein Bote von der Festung Salobreña vorgeführt wurde, der Kadigas Glückwünsche zum Geburtstag seiner drei Töchter überbrachte. Die kluge *dueña* sandte dem König ein mit Blumen verziertes, feines Körbchen, in dem auf Weinlaub und Feigenblättern gebettet ein Pfirsich, eine Aprikose und eine Nektarine lagen. Als der Monarch die frischen Früchte im verführerischen Reiz ihrer ersten Reife sah, da erriet er sogleich die Bedeutung dieses sinnigen Geschenkes.

Ernst und überlegend sagte er sich: „Die von den Astrologen angedeutete gefährliche Zeit ist also gekommen; meine Töchter

sind im heiratsfähigen Alter. Vorsicht ist geboten! Doch was soll ich tun? Richtig ist, dass sie den Blicken der Männer verborgen sind; dass Kadiga klug und treu ihrer Pflicht nachkommt, auch das ist wahr! Die Astrologen verlangten aber, die Mädchen in meine eigene Obhut zu nehmen und keiner anderen Person anzuvertrauen! Um daher künftigen Verdruss und Arger zu vermeiden, muss ich ab heute die Sache meiner Töchter selbst in die Hand nehmen.“

So sprach Mohammed, und ließ einen Turm auf der Alhambra zum Aufenthalt sort der Infantinnen ausbauen. Dann ritt er an der Spitze seiner tapferen Leibwache bis Salobreña, um die drei Schönheiten mit Kadiga und Hofstaat in höchst eigener Person auf die Königspfalz in Granada zu bringen.

Ungefähr drei Jahre waren verflossen, seitdem der König seine Töchter zum letzten Mai dort gesehen hatte. Kaum traute er seinen Augen, als er die wunderbare Veränderung gewährte, die dieser kurze Zeitraum in ihrem Äußeren bewirkte. Sie hatten in wenigen Monaten jene mysteriöse Grenzlinie des weiblichen Lebens überschritten, welche das wilde, ungezähmte, eckige und gedankenlose Mädchen von der aufblühenden und versonnen denkenden Jungfrau trennt. Aus Kindern waren Frauen geworden! Ähnliches erlebt der Reisende, der aus der reizlosen und kahlen *Mancha* des kastilischen Hochlandes in die üppigen Täler und schwellenden Hügel Andalusien gelangt.

Zaida war schlank und schön gewachsen, von majestätischer Haltung, und unter fein geschwungenen Brauen leuchteten durchdringend tief schwarze Augen. Sie trat mit gemessenen Schritten ein und machte vor Mohammed eine tiefe Verbeugung, die mehr dem König als dem Vater zu gelten schien. Zoraida wieder war von mit deren Wuchs, bezaubernden Benehmens und verführerischer Gestalt. Ihre strahlende Schönheit unterstrich sie vorteilhaft durch ausgesuchte Toilette und sehr fein abgetöntem Schmuck und Putz. Lächelnd kam sie auf ihren Vater zu, küsste ihm die Hände und begrüßte ihn mit einigen Versen aus einem arabischen Gedicht, was dem Monarchen wirklich große Freude bereitete. Zorahaida war schüchtern und scheu; etwas kleiner

als ihre Schwestern, und ihre Schönheit hatte jenen zarten einschmeichelnden Charakter, der Liebe und Schutz sucht. Sie war keine Herrschernatur, so wie ihre älteste Schwester, auch war sie nicht von blendender Schönheit, wie die zweite; sie schien dazu geschaffen, sich an die Brust des geliebten Mannes zu schmiegen, verhätschelt zu werden und sich glücklich zu fühlen. Schüchtern und zögernd näherte sie sich ihrem Vater und getraute sich nicht nach seiner Hand zu fassen, um sie zu küssen; erst als sie sein väterliches Lächeln sah, da kam ihre Zärtlichkeit zum Durchbruch, und voll Freude warf sie sich an seine Brust, umarmte und küsste ihn mit kindlicher Liebe.

Voll Stolz, doch auch mit sorgenvoller Verwirrung blickte Mohammed der Linkshänder auf seine Tochter, denn während er sich über ihre große Schönheit freute, fiel ihm die ernste Prophezeiung der Astrologen ein. „Drei Töchter! Drei Töchter!“ murmelte er mehrmals in seinen weißen Bart hinein, „und alle im heiratsfähigem Alter! Das sind wahrhaftig lockende Hesperidenfrüchte, die einen Drachen zum Wächter brauchten!“

Bald hatte er alles geordnet und schickte sich zur Rückkehr nach Granada an. Doch vorher ließ er noch durch königliche Herolde verkünden, dass sich jedermann vom Wege fern zu halten habe, den der König mit Töchtern und Gesinde nehmen wolle, und dass bei Herannahen des Zuges Fenster und Türen zu schließen seien, denn die Infantinnen sollten niemanden sehen. Als so alles geregelt schien, brach er auf, geleitet von einem Trupp schwarzer Reiter hässlichsten Aussehens, deren Rüstungen im Schein der ersten Sonnenstrahlen funkelten.

Auf feurigen weißen Rossen ritten die Prinzessinnen neben dem Vater. Weite Seidenmäntel tarnten ihre herrlichen Gestalten, und dichte Schleier verhallten die so schönen Gesichtszüge der wundervollen Mädchen. Die Schimmel, auf denen sie im Sattel saßen, trugen samtene Decken, reich mit Gold und Silber bestickt; Kandare, Kinnkette und Steigbügel waren aus Gold, die seidenen Zügel mit Perlen und Diamanten verziert. Am Zaumzeug hingen Dutzende von silbernen Glöckchen, deren melodischer Klang das

Ohr erfreute. Aber wehe dem Unglücklichen, der am Wege zögernd stehen blieb, wenn er den wohlklingenden Ton der Silberschellen hörte! Die Wachmannschaft hatte den strikten Befehl, ihn ohne Gnade niederzuschlagen!

Der königliche Geleitzug näherte sich bereits Granada, als er am Ufer des Genil eine Abteilung maurischer Soldaten einholte, die einen Trupp christlicher Gefangener eskortierten. Schon war es für die Soldaten zu spät, aus dem Weg zu gehen und sich seitlich in die Büsche zu schlagen, wie es anbefohlen war. Sie warfen sich also auf den Boden, mit den Gesichtern zur Erde, das versteht sich, nachdem sie ihren Gefangenen befohlen hatten, dasselbe zu tun. Unter diesen befanden sich auch die drei spanischen Herren, welche den Infantinnen vor einigen Tagen im Pavillon zu Salobreña das Herz höher schlagen liessen. Die Ritter hatten den Befehl des Hauptmanns der Wache wohl nicht verstanden, oder sie waren zu stolz, ihm zu gehorchen, denn aufrecht blieben sie stehen und sahen voll Interesse dem prunkenden Reiterzug entgegen.

Als Mohammed dieser Subordinationsverletzung gewahr wurde, riß er zornig seinen Krummsäbel aus der Scheide, sprengte vorwärts und wollte gerade einen seiner linkshändigen Streiche führen, der wenigstens einen der trotzig Gaffer zu Boden gestreckt hatte, als die Prinzessinnen ihn umringten und für die Gefangenen um Gnade baten. Sogar die zarte Zorahaida warf ihre Schüchternheit ab und sprach beredt für die Christen. Noch hielt der Maure seinen Säbel hoch in der Luft, als der Führer der Wache vor ihm sein Knie beugte und sagte: „Möge Eure Majestät nicht eine Tat begehen, die im ganzen Reich großen Ärger erregen würde. Dies sind drei spanische Ritter aus edelster Familie, die wir nach hartem Kampfe gefangen nehmen konnten; mutvoll wie Löwen kämpften sie, und erst als ihre Waffen zerschlagen waren, ergaben sie sich uns. Von hohem Adel sind sie und werden Euch großes Lösegeld einbringen.“ Langsam ließ der König seinen bewahrten Arm sinken und rief: „Genug! Ich werde den Christen hier das Leben schenken! Doch ihre Verwegenheit und ihr Trotz verlangt Strafe. Bringt sie daher zu den *Torres Bermejas* und weist ihnen die härteste Arbeit an!“

Das war wieder einer der linkschen Streiche, die Mohammed zu machen pflegte. In dem Aufruhr und dem stürmischen Hin und Her der eben beschriebenen Szene offenbarte sich nämlich die außerordentliche Schönheit der drei Prinzessinnen, da einige rasche und unüberlegte Bewegungen ihre Schleier verschoben und den Glanz ihrer Lieblichkeit enthüllten. Die spanischen Ritter hatten so Gelegenheit den gütigsten Feen aus dem granadinischen Morgenland tief in die Augen zu blicken, was in ihren so jungen Herzen eine lohende Flamme entfachte. In den damaligen Zeiten verliebten sich die jungen Leute viel schneller als heutzutage, und es darf daher nicht wundern, daß die edlen Jünglinge aus Córdoba von solcher Schönheit zutiefst beeindruckt waren, um so mehr, als sich Dankbarkeit zur Bewunderung hinzugesellte. Es ist jedoch seltsam und wirklich berichtenswert, dass sich jeder von ihnen in eine andere der Infantinnen verliebt hatte, die ihrerseits vom adeligen Anstand der Gefangenen überrascht waren und alles, was sie von der männlichen Tapferkeit und ihrer spanischen Grandezza gehört hatten, zutiefst in ihren gar kleinen Herzchen bewahrten.

Der Reiterzug setzte seinen Weg fort; die drei Prinzessinnen ritten nachdenklich auf ihren Zeltern dahin, und von Zeit zu Zeit spähten sie mit verstohlenen Blicken zu den christlichen Gefangenen hinüber, die ihren Herzen schon so nahe standen. Auf der Alhambra angekommen, sahen sie noch, wie die drei Spanier in den roten Turm gebracht wurden, und das kaum begonnene Idyll zu Ende schien.

Die für die Infantinnen hergerichtete Wohnung war so zierlich und schön, wie sie nur arabische Phantasie ersinnen konnte. Das neue Heim der Königstochter befand sich in einem Turm, der etwas abseits vom Hauptpalast der Alhambra stand, doch mit diesem durch die Burgmauer verbunden war, die die ganze Anhöhe umschloss. Auf der einen Seite überschaute man hier das Innere der Festung und sah unten einen entzückenden Blumengarten mit den seltensten Gewachsen. Auf der anderen Seite hatte man die Aussicht auf eine tiefe, schattige Schlucht, die das Gebiet der Alhambra von dem des Generalife trennte. Das Innere des Turms

war in kleine, herzig schöne Gemächer geteilt. Sie waren im feinsten arabischen Stil gehalten, und kunstvolles Zierwerk schmückte ihre Wände. Diese wundervollen Kemenaten umgaben eine hohe Halle, deren gewölbte Decke fast bis zur Spitze des Turms hinaufreichte. Hier konnte man Arabesken, sinnvolle Inschriften, Stuckarbeiten und Stalaktiten bewundern sowie zahlreiche in Gold und glänzenden Farben gehaltene Fresken. Der Boden war mit weißen Marmorplatten belegt, und in der Mitte stand ein fein gearbeiteter Alabasterbrunnen; duftende Sträucher und Blumen fassten ihn ein und schillernde Wasserstrahlen kühlten den Raum, während ihr leises Plätschern ein sanft einschläferndes Geräusch verursachte. Im Saal hingen Goldkäfige und Bauer, aus Silberdraht geflochten, mit den schönsten Singvögeln, deren liebliches Zwitschern und Trillern jedes Ohr erfreute.

Wie man dem König berichtet hatte, waren die Prinzessinnen auf Schloss Salobreña immer heiter und guter Dinge gewesen; so erwartete er natürlich, sie auf der Alhambra in ihrem Feenpalast ganz besonders fröhlich, entzückt und zufrieden zu sehen. Aber zu seinem großen Verdruss war das nicht der Fall; sie waren melancholisch, mit allem und jedem unzufrieden und schienen sich über irgendwas zu grämen. Die Blumen gaben ihnen keinen Duft, der Gesang der Nachtigall störte ihre Nachtruhe, und der Alabasterbrunnen mit seinem ewigen Rinnen und Plätschern, das vom Morgen bis zum Abend und wieder bis zum Morgen dauerte, war ihnen eine Qual und griff ihre Nerven an. Kurz gesagt, den drei Jungfrauen schien alles lästig zu sein und nichts Freude zu machen.

Der König, ein Mann von aufbrausender und tyrannischer Gemütsart, nahm dieses Verhalten natürlich anfangs sehr ungnädig auf; aber bald fiel ihm ein, dass seine drei Töchter ja eigentlich keine Kinder mehr waren, sondern bereits erwachsene Jungfrauen, deren Interesse natürlich nicht durch Spielereien gefesselt werden könne. „Da her gehören andere Sachen!“ sagte er sich und setzte alle Kleidermacher, Schuster, Weber und Juweliere, Goldschmiede und Silberarbeiter des ganzen *Zacatín* Granadas in Bewegung;

Handwerker kamen und gingen, Kaufleute aus den fernsten Ländern brachten ihre Waren auf die Alhambra, Händler zogen reich beladen den Schlossberg hinauf und verkauften dem König ihre Kostbarkeiten. Der besorgte Vater überschüttete seine gemütskranke Töchter mit Geschenken, um sie zufrieden zu sehen und ihren Sinn aufzuheitern. Es füllten sich die Kemenaten mit Gewändern von Seide, Goldstoffen und Brokat, mit feinen Schultertüchern und Kaschmirschals; auf den Tischen lagen Halsbänder aus Perlen und schwere Goldketten, mit klaren Edelsteinen besetzt, auf Samtkissen wieder sah man Armbänder und Ringe; in kunstvollen Fläschchen und Dosen dufteten wohlriechende Essenzen und milde Salben.

Doch alles half nichts; die Prinzessinnen blieben bleich, gedrückt und traurig mitten in ihrem Kostbarkeiten und glichen drei welken Rosenknospen, die von einem abgeschnittenen Zweige nieder hingen. Der König wusste nun wirklich nicht mehr, was er anfangen sollte. Für gewöhnlich besaß er ein lobenswertes Zutrauen zu seinem eigenen Urteil und holte sich bei niemandem Rat und nahm natürlich auch keinen an. Die Launen und Einfälle dreier heiratsfähiger Töchter indessen reichten hin, um den klügsten Kopf in Verlegenheit zu setzen, so sagte er sich, und nahm zum ersten Mai in seinem Leben fremden Rat zu Hilfe. Er wandte sich an die erfahrene und kluge *dueña* und sagte ihr:

„Kadiga, ich weiß, dass du eine der klügsten und treuesten Frauen auf der ganzen Welt bist. Dies war auch der ausschlaggebende Grund, dass ich dich immer bei meinen Töchtern ließ. Vater können in der Wahl solcher Vertrauenspersonen niemals vorsichtig genug sein! Ich wünsche jetzt von dir, dass du die geheime Krankheit ausfindig machst, die den Frohsinn der Prinzessinnen zum Schwinden brachte und an ihrem Gemüte nagt. Suche mir ein Mittel, das meine Töchter wieder gesund und froh macht!“

Kadiga versprach unbedingten Gehorsam. In Wirklichkeit wusste sie natürlich mehr von der Krankheit der Prinzessinnen, als diese selbst. Indessen blieb sie mit ihnen zusammen, ließ sie keinen Augenblick allein und bemühte sich, ihr unbedingtes Vertrauen in der Herzenssache zu erlangen.

„Meine lieben Kinder, warum seid ihr so traurig und betrübt an einem der schönsten Orte der Welt, wo ihr alles habt, was euer Herz begehrt?“

Die Infantinnen schauten gedankenlos im Zimmer herum und seufzten dann tief auf.

„Kinder, sprecht! Was möchtet ihr denn noch haben? Soll ich euch den wunderbaren Papagei bringen lassen, der alle Sprachen spricht und von dem heute ganz Granada entzückt ist?“

„Gräulich!“ rief die energische Zaida. „Ein hässlich kreischender Vogel, der Worte ohne Gedanken plappert und schnattert. Nur ganz dumme Menschen ohne Verstand und Hirn können solch ein Tier um sich dulden.“

„Soll ich um einen Affen vom Felsen von Gibraltar schicken, damit ihr euch an seinen Possen ergötzen könnt?“

„Ein Affe? Pfui, weg damit! Er ist ein abscheulicher Nachahmer des Menschen, hässlich und von widerlichem Geruch. Mir ist dieses Tier direkt verhasst,“ so sprach die hübsche Zoraida mit fester Stimme, die keinen Widerspruch zu dulden schien.

„Was sagt ihr zu dem bekannten schwarzen Sänger Casern aus dem königlichen Harem von Marokko? Man erzählt vom ihm, dass seine Stimme so fein sei, wie die eines Frauenzimmers.“

„Ich erschrecke beim Anblick dieser schwarzen Sklaven“, sagte die zarte Zorahaida; „übrigens habe ich alle Freude an der Musik und am Gesang vollkommen verloren.“

„Ach mein Kind, du würdest das bestimmt nicht sagen,“ erwiderte listig die Alte, „wenn du die Musik gehört hättest, die gestern Abend die drei spanischen Ritter machten, als sie nach des Tages Arbeit ausruhten. Erinnerst du dich noch der gefangenen Edelmänner, die wir auf unserer Reise trafen? Aber -Gott stehe mir bei, Kinder!- Was gibt es denn, dass ihr so errötet und vor Aufregung zittert?“

„Nichts! Nichts, gute Mutter, bitte erzählt weiter.“

„Gut, wie ihr wollt. Als ich gestern Abend bei den *Torres Bermejas* vorbeikam, sah ich die drei Ritter am Fuß des roten Turms sitzen und musizieren. Der eine spielte rührend schön auf der Gitarre,

und die beiden anderen sangen zum Klang der Saiten so anmutig und hinreißend, dass selbst die hartherzigen Wächter bewegungslos dastanden und verzauberten Bildsäulen glichen. Allah möge mir vergeben! Ich konnte mich der Wehmut und der Tränen nicht erwehren, als ich diese Lieder aus meiner Heimat hörte. Und dann, drei so edle und hübsche Jünglinge in Ketten und als Sklaven zu sehen!“

Jetzt war es für die gutherzige alte Frau wirklich zu viel. Laut schluchzte sie auf und große Tränen rollten ihr über die welken Wangen.

„Vielleicht, Mutter, könntest du es einrichten, dass wir die drei Ritter einmal sehen,“ sagte Zaida.

„Etwas Musik würde uns bestimmt recht aufheitern,“ war Zoraidas Meinung.

Die schüchterne Zorahaida schwieg und sagte gar nichts; doch legte sie liebevoll ihre schneeweißen Arme um den Hals der alten Kadiga.

„Der Himmel schütze mich vor so einer unsinnigen Tat,“ klagte die kluge alte Frau, „Was schwatzt ihr da, Kinder? Wisst ihr, was ihr wollt? Euer Vater würde uns alle töten, wenn ihm so etwas zu Gehör käme. Gewiss, diese Ritter sind augenscheinlich edle und wohlherzogene Jünglinge; aber was liegt uns daran? Uns interessieren sie bestimmt nicht! Auch sind sie Feinde unseres heiligen Glaubens, und ihr dürft ohne Abscheu nicht an sie denken.“

Es liegt eine bewunderungswürdige Unerschrockenheit und Festigkeit in der weiblichen Willenskraft, die sich weder durch Gefahren noch Verbote einschüchtern lässt und besonders bei Frauen und Mädchen im heiratsfähigen Alter oft außergewöhnliche Formen annehmen kann. Die drei Prinzessinnen ließen alle Register ihrer Überredungskunst spielen. Sie umarmten ihre *dueña*, schmeichelten, flehten, weinten und erklärten, dass eine abschlägige Antwort ihnen das Herz brechen würde. Was sollte sie tun? Sie war gewiss die klügste alte Frau auf der ganzen Welt und eine der treuesten Dienerinnen des Königs; aber konnte sie zusehen wie drei schönen Prinzessinnen das Herz brach, wie ihre Gesundheit,

ihr Frohsinn dahin schwand, bloß des Geklimpers einer Gitarre wegen? Kadiga lebte nun schon viele Jahre unter den Mauren und hatte seinerzeit gleich ihrer Herrin den Glauben gewechselt und diente seither treu dem Propheten; doch innerlich war sie Spanierin geblieben und eine leise Sehnsucht nach dem Christentum, ihrem früheren Gottesglauben, konnte sie nie aus dem Herzen bannen. Sie sann daher nach, wie man die Wünsche der Prinzessinnen leicht und gefahrlos erfüllen könne, denn immerhin, gar so einfach war die Sache nicht.

Die im roten Turm eingeschlossenen Gefangenen standen unter der Aufsicht eines langbärtigen und breitschultrigen Renegaten namens Hussein Baba, von dem die Sage ging, dass er leicht zu bestechen wäre. Ihn besuchte Kadiga heimlich, ließ vorsichtig ein großes Goldstück in seine Hand gleiten und sagte mit leiser Stimme: „Hussein Baba, meine Herrinnen, die Königstöchter, die im Turm dort eingeschlossen sind, kommen vor Einsamkeit um, denn keine Unterhaltung zerstreut sie. Vor einigen Tagen wurde ihnen von den musikalischen Talenten der drei spanischen Ritter erzählt, und nun möchten sie gerne eine Probe ihrer gerühmten Geschicklichkeit hören. Ich kenne dich, alter Freund, und weiß, dass du in deiner Gutherzigkeit den armen Mädchen nicht diese unschuldige Freude versagen wirst.“

„Oh, du alte Hexe! Fahr zum Teufel mit deinem Rat! Du willst wohl meinen aufgespießten Kopf von der Spitze dieses Turms heruntergrinsen sehen? Denn das wäre der Lohn für die Untat, wenn der König sie entdeckte oder auch nur dieses Gespräch ihm zu Ohr käme.“

„Aufrichtig gesagt, ich sehe keine Gefahr dabei. Man muss nur die Sache so einrichten, dass die Laune der Prinzessinnen befriedigt wird und ihr Vater doch nichts davon erfährt. Du kennst die tiefe Klamme außerhalb der Burgmauer; vom Turm der Infantinnen sieht man direkt hinunter auf die grünen Hänge. Stelle die drei Christen dort an die Arbeit und lasse sie in den Ruhestunden spielen und singen, und jedermann wird glauben, dass sie dies zu ihrer eigenen Unterhaltung tun. Die Prinzessinnen ihrerseits hören vom Fenster

ihres Turms aus die Musik und den Gesang, und du kannst sicher sein, dass sie dich dafür gut und reichlich bezahlen werden.“

Als die gute, alte Frau geredet hatte, drückte sie freundlich die raue Hand des Renegaten und ließ noch ein Goldstück darin zurück.

Einer solch wohlklingenden und so überzeugenden Beredsamkeit konnte natürlich niemand widerstehen, und auch Hassan nicht. Am nächsten Tag schon arbeiteten die Ritter mit ihren Lagerkameraden in der Schlucht. Während der Mittagszeit schliefen ihre Unglücksgefährten im Schatten der reich belaubten Bäume; die drei spanischen Ritter aber setzten sich auf den weichen Rasen am Fuße des Turms der Infantinnen und sangen ein Lied aus ihrer Heimat, das einer von ihnen auf der Gitarre begleitete. Die Wachen dosten auf ihren Posten und taten schläfrig unterdessen ihre Pflicht.

Das Tal und die Schlucht waren tief, und der Turm ragte hoch in die Lüfte; aber die Stimmen der Sänger und der Klang der Gitarre stieg in der Stille des heißen Sommermittags bis zu den Fenstern und dem Balkon empor. Dort lauschten die schönen Mädchen dem Lied, dessen Melodie und zärtliche Worte sie zutiefst rührten, denn die *dueña* hatte sie die spanische Sprache so gut und genau gelehrt, dass sie auch die feinsten Tonschattierungen hören, verstehen und fühlen konnten. Die alte Kadiga tat hingegen furchtbar erschrocken und rief angstvoll: „Allah behüte uns! Sie singen ein Liebeslied, das an euch selbst gerichtet ist. Ja, kann sich jemand eine solche Frechheit vorstellen? Ich werde gleich zum Aufseher laufen und ihnen eine Bastonade geben lassen, denn das ist wirklich zu viel!“

„Was, solch edlen Rittern willst du die Bastonade geben lassen, nur weil sie so schön und lieblich singen?“ und voll Schauer schüttelten die herzigen Prinzeßlein ihre feingeschnittenen Köpfchen. Bei all dieser tugendhaften Entrüstung war die Alte hält doch wieder versöhnlicher Natur und ließ sich ganz leicht beruhigen und besänftigen. Überdies schien die Musik ihre jungen Herrinnen wohlthuend zu beeinflussen. Die Wangen der Mädchen zeigten einen feinen rosa Schein, ihre Augen fingen an zu glänzen, und die

zarten Lippen schienen zu lächeln. Die kluge Kadiga enthielt sich daher jedweder Einsprache gegen das Liebeslied der Ritter.

Als die letzte Strophe leise verklungen war, blieb alles eine Weile still, und nachdenklich schauten die Prinzessinnen vor sich hin. Dann aber griff Zoraida nach der Laute und sang mit lieblicher Stimme leise und gerührt eine hübsche maurische Weise mit dem viel sagenden Refrain: „Wenn die Rosenknospe sich auch hinter Blättern birgt, so lauscht sie doch mit Entzücken dem Gesang der Nachtigall.“

Von dieser Zeit an arbeiteten die Ritter fast täglich in der Schlucht. Der gewissenhafte Hussein Baba wurde immer nachsichtiger und von Tag zu Tag schläfriger auf seinem Posten. Eine Zeitlang bestand ein gar seltsamer Verkehr zwischen Turm und Außenwelt. Dem gegenseitigen Gedankenaustausch dienten nämlich Lieder und Romanzen, deren Inhalt sich einigermaßen entsprach und dazu diente, den Gefühlen der Liebespaare Ausdruck zu geben. Nach und nach zeigten sich die Prinzessinnen auf dem Balkon, wenn sie es, ohne von der Wache gesehen zu werden, tun konnten. Auch Blumen ließen die Mädchen sprechen, denn alle Beteiligten schienen das Blumenalphabet vorzüglichst zu kennen und zu deuten. Die Schwierigkeit des Verkehrs erhöhte den Reiz des Liebesspiels und fachte die Leidenschaft der jungen Menschenkinder aufs heftigste an. Liebe kämpft ja bekanntlich gern, überwindet Schwierigkeiten und gedeiht am besten auf dürrftigem Boden.

Dieser geheime Verkehr wirkte wahre Wunder. Die Prinzessinnen wurden froh wie früher, ihre Augen glänzten feuriger als je, neckisch klangen ihre Stimmen, melodisch Lauten, Zimbeln und Gitarren. Niemand jedoch konnte glücklicher sein als der König selbst, den diese Veränderung so überraschte, dass er die kluge Kadiga reichlich beschenkte und voll Freude seine drei schönen Töchter besuchte.

Aber auch dieser telegraphische Verkehr hatte eines Tages sein Ende, denn die drei Ritter erschienen nicht mehr auf dem Arbeitsplatz unterm Turm. Vergebens spähten die Prinzessinnen

umher, vergebens beugten sie sich weit über den Balkon, um eine Spur ihrer Ritter zu finden, vergebens sangen sie wie Nachtigallen, vergebens schlugen sie die Saiten. Keine Stimme antwortete aus dem Gebüsch, kein Lautenspiel war zu vernehmen, kein Ritter zeigte sich. Die kluge Kadiga ging besorgt fort, um etwas über die drei Spanier zu erfahren. Bald kam sie mit kummervollem Gesicht wieder heim und erzählte den drei verliebten Mädchen die traurige Neuigkeit, die man ihr mitgeteilt hatte. „Ach, meine Kinder! Ich sah es voraus, dass alles so kommen würde! Doch ihr wolltet eueren Willen durchsetzen. Nun ist das Ende da, und ihr könnt euere Lauten zerschlagen oder an einen Weidenbaum hängen. Die spanischen Ritter wurden von ihren Familien losgekauft und wohnen nun unten in Granada, wo sie ihre Heimreise vorbereiten.“

Untröstlich waren die drei Mädchen, als sie diese Nachricht vernommen hatten. Die schöne Zaida zürnte ihrem Ritter, dass er ohne Abschied dahin gegangen war, denn diese Geringschätzung ihrer Person konnte sie nicht verschmerzen. Zoraida rang die Hände und weinte, sah in den Spiegel und trocknete sich die Tränen und begann wieder zu weinen. Die holde Zorahaida lehnte an der Brustwehr des Balkons, und ihre Tränen fielen hinunter auf den Abhang, wo die Ritter gar oft saßen, ehe sie ihre angebeteten Maurenprinzessinnen so treulos verlassen hatten.

Die kluge Kadiga tat alles, um den großen Schmerz zu stillen, der die Mädchenherzen peinigte. So sagte sie immer wieder: „Tröstet euch, meine Kinder. Das hat nichts zu bedeuten; man muss sich nur daran gewöhnen und sich mit derlei Dingen abfinden. Das ist eben der Lauf der Welt. Wenn ihr einmal so alt seid wie ich, dann werdet ihr die Männer schon kennen und wissen, wie man sie zu beurteilen hat. Diese drei Ritter haben sicherlich in Córdoba oder Sevilla ihre Herzallerliebsten, ihre Braute oder Geliebten, unter deren Balkon sie bald Serenaden und Ständchen singen werden, ohne jemals wieder an die maurischen Schönheiten auf der Alhambra zu denken. Deshalb tröstet euch, meine lieben Kinder, und verbannt sie aus euren Herzen, denn Männer sind keine Träne wert.“

Die tröstenden Worte der klugen Kadiga verdoppelten aber den tiefen Kummer der drei Prinzessinnen, die zwei Tage lang nicht aus ihren Zimmern zu bringen waren und nur still vor sich hin weinten. Am dritten Morgen nun kam die alte Frau außer sich vor Aufregung dahergelaufen, stürzte fassungslos in dem großen Salon und rief voll Zorn: „Wer hatte einem sterblichen Menschen eine solche Frechheit zutrauen können! Aber mir geschieht ganz recht, denn nie hatte ich zugeben dürfen, dass euer ehrwürdiger Vater hintergangen wird. Erwähnt mir also mit keinen Worten mehr die spanischen Ritter, diese schlechten Menschen, die mich solcher Art beleidigt haben.“

„Nun, beste Kadiga, was ist denn geschehen?“ riefen die drei Mädchen in atemloser Angst durcheinander.

„Was geschehen ist, fragt ihr? Hört doch! Verrat ist geschehen; oder was fast noch schlimmer ist, zum Verrat sollte ich verleitet werden! Mir, der treuesten aller Untertanen, der vertrauenswürdigsten aller *dueñas* mutet man zu, dass ich meinen Herrn und König hintergehen konnte. Ja, meine Kinder, staunt nur! Die spanischen Ritter haben es gewagt, mir zu sagen, dass ich euch überreden soll, mit ihnen nach Córdoba zu fliehen, um dort ihre Gattinnen zu werden!“

Bei diesen Worten bedeckte die treffliche alte Frau sich das Gesicht mit den Händen und ließ ihrem Kummer und Zorn freien Spielraum. Die drei schönen Prinzessinnen ihrerseits wurden blass und rot, und rot und blass und zitterten, schauten sich verstohlen und viel sagend in die Augen, sprachen aber kein einziges Wort. Die alte Frau konnte sich indessen nicht beruhigen. Heftig bewegte sie sich hin und her, schüttelte die Fauste und rief von Zeit zu Zeit zornig aus: „dass ich eine solche Beleidigung erleben musste! Ich die treueste aller Dienerinnen!“

Endlich trat die älteste Infantin, die den meisten Mut hatte und immer die erste war, zu ihr hin, legte ihr die Hände auf die Schultern und sagte liebevoll: „Nun beste Mutter, angenommen wir wären bereit, mit den drei christlichen Rittern zu fliehen - ist so etwas überhaupt möglich?“

Die gute Alte hörte bei diesen Worten zu jammern auf und erwiderte schnell: „Möglich! Gewiss ist es möglich, das ist es ja! Die Ritter haben schon den Hussein Baba bestochen und mit ihm den ganzen Plan besprochen. Wer kann aber euren Vater hintergehen, diesen besten aller Könige! Euren Vater, der so viel Vertrauen in mich setzt!“ Wieder begann die würdige Frau zu weinen, und händeringend lief sie im Saale auf und ab.

„Aber unser Vater hat nie Vertrauen zu uns gehabt,“ sagte die älteste Prinzessin resolut, „immer hielt er uns wie Gefangene hinter Schloss und Riegel! Nie konnten wir frei hingehen, wohin es uns behagte, nie tun, was wir wollten.“

„Freilich, das ist nur zu wahr,“ ließ sich die Alte hören und blieb vor den jungen Damen stehen; „er hat euch wirklich recht ungut behandelt. Eingeschlossen wart ihr immer und musstet die schönsten Jahre eurer Jugend in einem alten Turm verbringen, gleich den duftenden Rosen, die man in einem Blumentopf welken läßt. Aber bedenkt doch - aus eurer schönen Heimat fliehen!“

„Und ist nicht das Land, das uns aufnehmen will, die Heimat unserer guten Mutter? Werden wir dort nicht in Freiheit leben? Und wird nicht jede von uns statt des strengen Vaters einen jungen und liebeichen Gemahl haben?“

„Freilich, das ist alles sehr wahr, und, ich muss gestehen, er war mit euch wirklich ein harter Tyrann; aber,“ und wieder brach der Jammer los, „wollt ihr mich dann zurücklassen, allein und verlassen, dass sein Zorn und seine Rache mich zerschmetterte?“

„Doch gewiss nicht, meine gute Kadiga! Kannst du nicht mit uns fliehen?“

„Das ist wohl möglich; und um bei der Wahrheit zu bleiben, muss ich euch sagen, dass ich darüber bereits mit Hussein Baba gesprochen habe. Er versprach mir auch, für mich zu sorgen, wenn ich euch auf eurer Flucht begleiten wollte. Aber Kinder lasst ab von dem Gedanken! Ihr könnt doch nicht euren Vaterglauben verleugnen!“

„Der christliche Glaube war das ursprüngliche Religionsbekenntnis unserer Mutter, bevor sie auf die Alhambra kam,“ sagte

wieder die älteste Infantin, „und ich bin bereit, ihn anzunehmen, und meine Schwestern auch, davon bin ich überzeugt!“

„Recht hast du!“ rief die alte *aya* voll Freude aus; „ja, es war der Glaube deiner Mutter. Bitterlich beweinte sie oft ihren Verzicht, und auf dem Totenbett musste ich ihr versprechen, für euer Seelenheil zu sorgen. Heute nun bin ich glücklich und froh, denn ich weiß, dass ihr auf dem richtigen Wege seid, auf dem Weg, der zur Taufe und ins Glück führt. Ich freue mich, dass ihr Christinnen werden wollt, weil auch ich es war und im Herzen immer geblieben bin. Jetzt ist die Gelegenheit da, dass ich in den Schoss der wahren Kirche zurückkehren kann. Ich sprach darüber schon mit Hussein Baba; er ist Spanier von Geburt und übrigens ein sehr netter Mensch. Wir stammen aus der gleichen Gegend, und auch er will in seine alte Heimat zurück und sich mit der heiligen Kirche aussöhnen. Die drei edlen Ritter drunten in Granada sagten hochherzig ihre Hilfe zu und werden uns anständig ausstatten, wenn wir dann im Heimatdorf eine Ehe eingehen sollten.“

Kurz und gut, es ergab sich, dass diese außergewöhnlich kluge und vorsichtige Frau mit den Rittern und mit dem *renegado* bereits den ganzen Fluchtplan entworfen hatte, der nun verwirklicht werden sollte. Die älteste Prinzessin war sofort einverstanden, und ihr energisches Verhalten bestimmte und beeinflusste wie immer den Willen ihrer beiden Schwestern. Um der Wahrheit die Ehre zu geben muss allerdings gesagt werden, dass das jüngste Prinzeßlein etwas zauderte und nicht gleich wusste, was sie machen sollte. Ihr sanftes und schüchternes Wesen wollte keinen so brüsken Bruch, und allsogleich begann in ihrem kleinen Herzen ein schwerer Kampf, in dem sich das Gefühl kindlicher Pflicht und jugendliche Leidenschaft gegenüberstanden. Wie es schon immer war, siegte in diesem ungleichen Zwiespalt die Liebe zum fremden Ritter, der Drang nach Gattenliebe. Still und leise weinend schloss sie sich also ihren Schwestern an und rüstete sich zur Flucht.

Durch den Hügel, auf dem die Alhambra steht, führte in früheren Zeiten eine große Zahl von unterirdischen Gängen. Diese bildeten ein wahres Netz von Irrwegen, auf denen der Eingeweihte

von der Alhambra ungesehen in die Stadt und selbst bis zu den entfernten Ausfallspforten und Schlupftüren an den Ufern des Darro und des Genil gelangen konnte. Im eigenen Interesse und aus Staatsrason ließen die Maurenkönige im Laufe der Jahrhunderte die *asabica* durchbohren, und durch diese Gänge liefen sie, wenn Rebellen ihnen nach dem kostbaren Leben trachteten; aber auch oft zogen sie diese geheimen Wege den öffentlichen Straßen vor, denn heikle Unternehmungen waren nie für jedermanns Auge und Ohr. Viele dieser Tunnels sind jetzt eingestürzt, andere sind teilweise verschüttet, und wieder andere vermauerte man, um so jeden Unfug zu unterbinden und dem zahlreichen Gesindel einen schwer zu kontrollierenden Unterschlupf zu nehmen; und an der Zeit war es, dass diese Erinnerungszeichen an maurische Despoten in moderner Zeit verschwunden sind. Dem Fluchtplan nach sollte Hussein Baba die Prinzessinnen durch einen der genannten Gänge bis zur geheimen Schlupfpforte jenseits der Stadtmauer führen, wo die Ritter mit schnellen Pferden zu warten versprochen, um alle über die Grenze in Sicherheit zu bringen.

Die vorherbestimmte Nacht kam: der Turm der Infantinnen war wie gewöhnlich verschlossen worden, und die Alhambra lag in tiefem Schlummer. Gegen Mitternacht bezog die kluge Kadiga ihren Horchposten auf dem Balkon eines Fensters und lauschte gespannt in den Garten hinab. Bald kam Hussein Baba daher und gab das verabredete Zeichen. Die *dueña* befestigte sogleich das obere Ende einer Strickleiter am Balkon und ließ sie dann vorsichtig in den Garten hinab. Mit großer Behändigkeit schwang sich die alte Frau über die Brüstung und stieg resolut hinunter. Ihr folgten klopfenden Herzens die beiden älteren Prinzessinnen. Als aber die Reihe an Zorahaida kam, da zauderte diese; mehrmals setzte sie ihren zarten, kleinen Fuß auf die Leiter, aber ebenso oft zog sie ihn wieder zurück. Ihr Körper zitterte, das kleine Herz pochte heftig, und zögernd blieb die jüngste Königstochter auf dem Balkon stehen. Sie warf einen kummervollen Blick ins Wohngemach zurück, dessen Wandschmuck, Decken und Polster im hellen Mondlicht gleißten; wie ein Vogel in seinem Käfig hatte sie im Turm gelebt,

das ist richtig; doch sorglos, ruhig und ohne Aufregungen, geborgen und beschützt gingen die Tage dahin. Wer konnte ihr sagen, was geschah, wenn sie frei in die weite Welt hinausflatterte? Aber schon erinnerte sie sich ihres Ritters aus dem Land der Christen und flugs saß sie auf der Brüstung und setzte den Fuß auf die Leiter. Hinunter wollte sie zu ihm! Doch da kam ihr der alte Vater in den Sinn, und sie bebte wieder zurück. Schrecklich war der Kampf, der im Herzen dieses zarten Wesens tobte. Voll Ehrfurcht liebte sie ihren Vater; beim Gedanken an den jungen Christen wurde ihr heiß und kalt zugleich und voll Liebe und Zuneigung erinnerte sie sich seiner. Doch ach! Sie war noch so Jung, schüchtern und wusste nichts von der Welt, von Liebe und Familienglück.

Vergebens flehten ihre Schwestern, schalt die *dueña* und fluchte gotterbärmlich der Renegat. Die kleine Maurenmaid stand oben am Balkon und schaute zu ihren Schwestern hinunter; sie konnte sich nicht entschließen. Der Gedanke an die Flucht und die Freiheit lockte sie, doch die Furcht vor ungewissen Gefahren riet ihr zum Bleiben.

Aus der Ferne erschallen nun gar noch Fußtritte! Jeden Augenblick konnte man entdeckt werden! Rau rief der Renegat zum Balkon hinauf: „Die Wachen machen die Runde; wenn wir zögern sind wir verloren. Steigt augenblicklich herunter, oder wir gehen allein und lassen euch zurück, denn keine Zeit ist mehr zu verlieren.“

Zorahaida kämpfte mit sich selbst und niemand erfuhr jemals, was in diesen wenigen Sekunden im Innern des Mädchens vorgegangen war. Mit verzweifelter Entschluß machte sie die Strickleiter los und warf sie in den Garten hinunter.

„Es ist entschieden!“ rief sie; „die Flucht ist für mich nun unmöglich. Allah geleite und segne euch und schenke euch, meine vielgeliebten Schwestern, Glück und Liebe.“

Erschauernd schrien die beiden Prinzessinnen auf und wollten noch zögern, denn sie konnten doch ihre kleine Schwester nicht zurücklassen! Die Wache kam aber näher und immer näher, so dass also ein weiteres Warten Selbstmord gewesen wäre. Wütend

stieß der Renegat die drei Frauen in ein dunkles Felsenloch und führte sie kreuz und quer sicher durch unterirdische Gänge und sie gelangten glücklich an ein eisernes Tor vor der Stadt. Hussein sperrte auf, und verabredungsgemäß nahmen sie die drei spanischen Ritter in Empfang, die die Uniform der vom Renegaten befehligten Turmwache trugen.

Wild gebärdete sich Zorahaidas Anbeter, als er sah, dass das schöne Mädchen nicht gekommen war. Kurz berichtete Kadiga ihm, was sich ereignet hatte, und dass man keine Zeit verlieren dürfe. Die beiden Prinzessinnen wurden hinter ihre Verehrer gesetzt und die kluge *dueña* stieg zum Renegaten aufs Pferd; dann sprengten alle im wildesten Tempo auf den Pass von Lope zu, über den sie durchs Gebirge nach Córdoba kommen wollten.

Doch bald darauf hörte man von der Alhambra her die Alarmzeichen; Hornsignale und Trompetentöne tönnten von den Zinnen des Wachturms durch die Stille der Nacht.

„Unsere Flucht ist entdeckt,“ sagte der Renegat.

„Wir haben flinke Rosse, der Mond hat sich verzogen und die Nacht ist nun stockdunkel. Wir entkommen!“ erwiderten die Ritter.

Sie gaben ihren Pferden die Sporen und jagten durch die *vega*. Schon kamen sie an den Fuß der *Sierra Elvira*, die wie ein Vorgebirge sich weit in die Ebene hineinerstreckt. Der Renegat hielt an und horchte: „Bis jetzt ist noch niemand auf unserer Spur; die Flucht in die Berge wird gelingen!“ Aber während er noch sprach, leuchtete auf der Wehrplatte des Bergfrieds der Alhambra eine helle Flamme auf.

„Hölle und Teufel!“ brüllte der Renegat, „das Leuchtfeuer ruft die ganzen Wachmannschaften in den Bergen auf ihre Alarmposten. Fort und weiter! Spornt wie toll - es ist keine Zeit zu verlieren!“

Es war ein halbsbrecherischer Galopp. Dumpf tönnten die Hufe der edlen Pferde auf dem felsigen Weg, der um die *Sierra Elvira* herumführt. Von Augenblick zu Augenblick wurde die Lage dramatischer, und nun sahen die Reiter gar, dass von allen Berggipfeln und Hangen Lichtsignale aufflammten, als Antwort

und „verstanden“ auf die Feuerzeichen von der Alhambra.

„Vorwärts! Vorwärts!“ rief Hussein, dazwischen wie ein wahrer Renegat fluchend, „zur Brücke, zur Brücke, ehe das Alarmzeichen dort gesehen wird!“

Scharf ritten sie um eine Felsennase herum und erblickten die bekannte *Puente de Pinos*, die über einen reißenden Wildbach führende Holzbrücke, um deren Besitz so oft Christen und Mauren stritten. Zum Schrecken unserer Flüchtlinge strahlte der Brückenkopf im hellsten Kreidelicht und strotzte von bewaffneten Männern. Der Renegat riss sein Pferd zurück, erhob sich in den Steigbügeln und sah wie suchend um sich. Alles dauerte nur wenige Augenblicke, dann winkte Hussein den Rittern und sprengte weiter, doch vom Weg ab, den Fluß entlang. Nach Minuten stürzte er sich Hals über Kopf und hoch zu Ross in das schäumende Wasser. Die Ritter ermahnten die Prinzessinnen, sich fest anzuhalten und folgten schneidig ihrem Führer. Hoch schlugen die Wogen, die Strömung trieb sie weit flußabwärts und der Gischt durchnäßte sie bis auf die Haut, doch glücklich erreichten sie alle das andere Ufer. Auf rauen und einsamen Pfaden, durch wilde Schluchten und über hohe Pässe führte der Renegat seine Schützlinge aus dem Maurenreich hinaus, und nach gar argen Strapazen erreichten sie endlich Córdoba, die schönste Stadt am Guadalquivir. Dort gab es helle Freude, und die Heimkehr der tapferen Ritter wurde festlich begangen und groß gefeiert, denn sie gehörten zu den ersten Familien des kastilischen Reiches. Die liebevollen Prinzessinnen wurden sofort getauft, und einmal in den Schoß der wahren Kirche aufgenommen, heirateten sie darauf in wenigen Tagen im herrlichen Dom ihrer neuen Heimatstadt ihre edlen Ritter und Retter, und in Liedern und Sagen erzählt man heute noch, dass sie glücklich und froh bis ans Ende ihrer Tage lebten.

In unserer Eile, um die Flucht der Infantinnen quer durch den Strom und über Berg und Tal durchs Gebirge hinauf zu einem glücklichen Ende zu führen, haben wir ganz die kluge Kadiga vergessen, was nachgeholt werden soll, denn auch ihr Schicksal ist erwähnenswert. Sie hatte sich beim wilden Ritt über die *vega* wie

eine Katze an Hussein Baba geklammert, schrie bei jedem Sprung zwar laut auf, entlockte dem bärtigen Renegaten manchen Fluch, saß aber fest auf der Kruppe hinterm Sattel. Doch als ihr Reiter ins reißende Wasser setzte, da kannte ihre Angst keine Grenzen mehr. „Umklammere mich nicht so fest,“ schrie der Renegat, „fasse mit beiden Händen meinen Gürtel und fürchte nichts.“ Sie tat wie ihr geheißsen und hielt sich am breiten Leibriemen Husseins fest. Als aber dieser nach dem Höllenritt endlich mit den Rittern auf der Passhöhe anhielt, um Atem zu schöpfen, da war die *dueña* nicht mehr zu sehen.

„Was ist aus Kadiga geworden?“ riefen voll Unruhe die Prinzessinnen.

„Allah allein weiß es!“ erwiderte der fromme Renegat, „Es war ein reines Unglück! Als wir mitten im Fluß waren, loste sich mein Gürtel, und Kadiga wurde mit ihm stromabwärts gerissen. Allahs Wille geschehe! Aber es war ein schöner, golddurchwirkter Gürtel von großem Wert.“

Die Reiter hatten natürlich keine Zeit zu eitlen Klagen und mussten weiter, und die Prinzessinnen beweinten bitterlich den Verlust ihrer treuen Ratgeberin. Jene ausgezeichnete Frau aber verlor nur die Hälfte von den neun Leben, die sie einer Wildkatze gleich hatte. Ein Fischer zog sie nämlich weiter unten ans Ufer und durfte über den seltsamen Fisch im Netz wohl gestaunt haben. Was dann aus der klugen Kadiga wurde, darüber schweigt die Geschichte. Doch so viel ist sicher, daß sie ihre Klugheit abermals unter Beweis gestellt hatte und sich niemals mehr in den Machtbereich Mohammeds des Linkshänders wagte.

Auch wissen wir nicht, was dieser scharfsinnige Monarch tat, als ihm die Flucht seiner Tochter gemeldet wurde. Es war das einzige Mal, dass er fremden Rat suchte. Und wie wurde er hintergangen! Nie hörte man wieder, dass er einer ähnlichen Schwache anheim gefallen wäre. Seine jüngste Tochter, die ihm treu geblieben war, ließ er aufs strengste bewachen, und man glaubt, sie habe es schwer bereut, damals nicht mit ihren beiden Schwestern geflohen zu sein. Dann und wann sah man sie auf den Zinnen des Turmes;

müde lehnte sie an der Brüstung und schaute traurig zu den Bergen hinüber, hinter denen Córdoba lag. Klagend sang sie zur Laute Herz zerbrechende Lieder und beweinte den Verlust ihrer Schwestern und des geliebten Mannes. Jung beschloss sie ihr einsames Leben und wurde, so erzählt man sich, in einem Gewölbe unterm Turm begraben. Viele Sagen erzählen uns von ihr und ihrem frühen Tod.

DIE SAGE VOM PRINZEN AHMED AL KAMEL, DEM PILGER AUS LIEBE

ES lebte einmal in Granada auf der Alhambra ein maurischer König, dessen einziger Sohn *Ahmed* hieß. Die Höflinge gaben ihm den Beinamen *Al Kamel*, der Vollkommene, wegen der unzweifelhaften Beweise und der vielen Anzeichen von Klugheit und Charaktergröße, die sie schon in seiner Kindheit an ihm bemerken konnten. Die Astrologen bestätigten in ihren Aussagen die Meinung der Hofleute und prophezeiten dem Prinzen für die Zukunft all das, was einen Herrscher vollkommen, glücklich und beliebt machen kann. Nur eine einzige Wolke schwebte über ihm, und auch die wäre rosigster Natur, so sagten die sternkundigen Weisen: er würde, meinten sie, verliebten Temperamentes sein, und infolge dieser zärtlichen Leidenschaft zu Liebeshandeln und galanten Abenteuern in große Gefahren geraten. Wenn er aber bis in sein mannbares Alter allen Lockungen und Zartheiten der Liebe fest widerstünde, dann, so meinten die Astrologen weiter, könnten derartige Gefahren und deren Folgen vermieden werden, und das spätere Leben des Prinzen und Thronfolgers würde sich glücklich gestalten.

Um alle derartigen Widerwärtigkeiten zu vermeiden, beschloss der König in seiner Weisheit, den Prinzen in abgeschiedener Umgebung erziehen zu lassen, wo er nie ein weibliches Wesen zu Gesicht bekäme oder auch nur das Wort Liebe hören könnte. Zu diesem Zweck baute er auf dem der *Alhambra* gegenüberliegenden Berg einen herrlichen Palast, ließ dort die wundervollsten Gärten anlegen und dann herum eine hohe Mauer errichten. Anlagen und Palast stehen heute noch und sind unter dem Namen *Generalife*

weithin bekannt und berühmt. In diesem Prunkgebäude wurde der jugendliche Prinz eingeschlossen und der Obhut des Eben Bonabben anvertraut. Es war dies ein großer Gelehrter aus Arabien, trocken und unlieb wie seine Papyrusröhren, der den größten Teil seines Lebens in Ägypten mit dem Studium der Hieroglyphen und dem Erforschen der Pharaonengräber verbracht hatte. Ein solcher Hauslehrer entsprach natürlich den strengen Wünschen des Königs, denn der alte Ägyptologe zog Pyramidengräber und Mumien den verführerischsten Frauenschönheiten vor. Auf Anordnung der Hofkanzlei sollte der Weise den Prinzen in allen Disziplinen unterrichten und ihm jedes Wissen vermitteln, mit einer einzigen Ausnahme, denn nie durfte er erfahren, fühlen und kennenlernen, was Liebe sei. Streng sagte der König zum Weisen aus dem Morgenland: „Wende zu diesem Zweck jede Vorsichtsmaßregel an, die du für geeignet hältst; allein bedenke, oh Eben Bonabben, dass du um einen Kopf kürzer wirst, wenn mein Sohn während seiner Studienzeit mit dir etwas von diesen verbotenen Kenntnissen erfahren sollte.“ Mit trockenem Lächeln antwortete der weise Bonabben auf die Drohung und sprach dann überlegt und jedes Wort betonend: „Möge dein königliches Herz so unbesorgt um deinen Sohn sein, wie es das meinige um meinen Kopf ist. Glaubst du etwa, dass ich etwas von Frauenschönheit, Üppigkeit, Lust und Lüsternheit verstehe und über Liebe dozieren könnte?“

Unter der wachsamten Obhut des Philosophen wuchs der Prinz in der Abgeschlossenheit des Palastes und Einsamkeit der ummauerten Gärten auf. Zur Bedienung hatte er schwarze Sklaven, hässliche Geschöpfe, die bei ihrer Scheußlichkeit nichts von Liebe wussten oder, wenn es der Fall war, keine Worte hatten, es anderen mitzuteilen, denn alle waren sie stumm, die einen von Geburt her, die anderen auf Grund eines Eingriffes des königlichen Scharfrichters. Auf die Heranbildung der geistigen Anlagen des Prinzen verwandte Eben Bonabben besondere Sorgfalt und suchte ihn möglichst bald in die geheimen Weisheiten Ägyptens einzuweihen. Doch in diesem Fach machte der Prinz nur wenig Fortschritte, und bald

zeigte es sich, dass er zur Philosophie absolut keine Neigung hatte. Aber er war ein auffallend gehorsamer junger Mann, ließ sich leicht beeinflussen und gab in der Regel seinen guten Ratgebern recht. Auch war er sehr höflich, unterdrückte das Gähnen und hörte geduldig den langen und gelehrten Ausführungen Eben Bonabbens zu, von denen er gerade so viel verstand, dass er sich mit der Zeit ein etwas allgemeines Wissen aneignen konnte, das für seine zukünftige Herrscherlaufbahn unumgänglich notwendig war. Ahmed erreichte so glücklich das zwanzigste Lebensjahr, ein Wunder prinzlicher Weisheit, allein ein Ignorant in Sachen der Liebe, von deren Existenz er nie gehört hatte.

Um diese Zeit änderte sich jedoch merklich das Benehmen des Prinzen. Er vernachlässigte vollständig seine Studien, streifte viel in den Gärten umher oder saß stundenlang neben Brunnenbecken und schaute grübelnd ins Wasser. Früher schon hatte er manchmal ein wenig Musik betrieben; doch jetzt nahm sie einen großen Teil seiner Zeit in Anspruch. Sein Sinn für Dichtkunst und Gesang war nennenswert, und den von ihm verfassten Liedern und Gedichten konnte eine gewisse Poesie nicht abgesprochen werden. Bei all diesen merkwürdigen Anzeichen wurde der weise Eben Bonabben unruhig und bemühte sich, dem jungen Mann die eitlen Launen mit einem tief schürfenden Vortrag über Algebra auszutreiben. Aber der Prinz unterbrach ihn voll Unlust und sagte: „Ich kann die Algebra nicht ausstehen; sie ist mir verhasst. Ich will etwas hören und haben, was zum Herzen spricht!“

Der Weise schüttelte bei diesen Worten sein welches Haupt und dachte sich: „Jetzt ist's mit der Philosophie aus!“ Der Prinz hat entdeckt, dass er ein Herz hat.“ Mit ängstlicher Sorgfalt überwachte er seinen Zögling und sah, wie es in seinem Innern arbeitete, dass ein liebevolles Herz und Gemüt nach einem Gegenstand suchte, den es beglücken durfte, um wieder beglückt zu werden. Zielloos wandelte Ahmed durch die Gärten des schönen Generalife und suchte dort ein „Etwas“, das er beglücken könnte. Wie weltfern träumte er manchmal vor sich hin; dann griff er zur Laute und entlockte ihr die rührendsten Melodien, bis ihn auch das Saitenspiel ermüdete,

und das herrliche Instrument seinen schlaffen Händen entfiel, wobei er tief seufzte und laut klagend auf den Boden starrte.

Nach und nach nahm aber der Liebesdrang des Prinzen festere und schon etwas konkrete Formen an. So pflegte er seine Lieblingsblumen mit ganz besonderer Sorgfalt und lag dann wieder träumend im Schatten einer schlanken Pinie, der seine spezielle Zuneigung galt; in ihre Rinde schnitt er Namen und astrologische Schriftzeichen, hing Blumengewinde in ihr Gezweig und besang des Baumes Schönheit in zarten Versen, während er dazu die Laute schlug.

Eben Bonabben beruhigte natürlich dieses exaltierte Benehmen des Zöglings wenig, den er gleichsam schon vor der verschlossenen Pforte sah, die zu jenem Wissen führte, das ihm sein Vater vorenthalten wollte. Das unscheinbarste Ereignis konnte diese Tür weit öffnen, der leiseste Wink ihm das verhängnisvolle Geheimnis offenbaren. Um das Wohl des Prinzen besorgt und um die Sicherheit des eigenen Kopfes zitternd, beschloss er, schnell zu handeln, denn nur so konnte das Schlimmste vermieden werden. Der lammfromme Jüngling musste im Schlossturm seine Wohnung aufschlagen, und scharfe Wachen unterbanden seine nervenaufreizenden Spaziergänge durch den weiten Garten mit seinen verführerischen Rondellen, Laubengängen und Brunnenanlagen. Die neuen Gemächer lagen im höchsten Stockwerk des Bergfrieds, waren mit ausgezeichnetem Geschmack eingerichtet, und von den Balkonen genoss man eine herrliche Rundschau über die *vega*. Allerdings bis zu diesen Wohnräumen hinauf drang nicht der süße Duft von Blumen und Blüten, das Rauschen der springenden Wasser und auch nicht das Summen der Honig suchenden Bienen, nichts von all dem, was in Ahmeds Gemüt solchen Wandel schuf und in ihm bisher unbekannte Gefühle zum Toben brachte.

Doch war es notwendig, ihn mit diesem Zwang auszusöhnen und zu sorgen, dass er anderweitige Ablenkungen fand. Das schien allerdings anfänglich sehr schwer, denn der weise Lehrer hatte bereits alle seine Kenntnisse über Zerstreungen erschöpft, und über Algebra und Physik, Astronomie und Heilkunde durfte man

mit dem jungen Mann ja nicht mehr sprechen. Aber auch hier fand Eben Bonabben einen Ausweg. Glücklicherweise verstand er die Sprache der Vögel; während seines Aufenthaltes in Ägypten lehrte sie ihn ein indischer Rabbiner, der seine Kenntnisse in gerader Linie bis auf Salomon den Weisen zurückführte, welcher bekanntlich bei der Königin von Saba darin unterrichtet worden war.

Schon bei der Erwähnung eines solchen Studiums funkelten dem Prinzen vor Erregung die Augen, und er arbeitete mit solchem Eifer, dass er in kürzester Zeit diese Kunst ebenso beherrschte, wie sein Lehrer.

Von nun an war für ihn der Turm des Generalife kein gar so einsames Gefängnis mehr; er hatte einige Gefährten, mit denen er reden konnte, und die ihm allerhand Neuigkeiten brachten und erzählten. So machte er zu allererst die Bekanntschaft mit einem Habicht, der in einer Mauerspalte auf der hohen Turmzinne sein Nest gebaut hatte, von wo aus er weit und breit herumstreifte und die Gegend nach Beute absuchte. Der Prinz indessen fand wirklich wenig Gefallen an dem gefiederten Strauchritter. Er war ein simpler Pirat der Lüfte, ein großtuerischer Prahlhans, dessen Geschwätz sich nur um Raub, Totschlag und mörderische Greuelthaten drehte.

Gleich danach lernte er eine Eule kennen; es war dies ein gar weise aussehender Vogel, mit einem riesigen Kopf und starr glotzenden Augen, der tagsüber in einem Mauerloch vor sich hinblinzelte und nur während der Nacht ausflog. Viel bildete sich der Uhu auf seine tief schürfende Weisheit ein, hielt Vorträge über Astrologie, sprach von Mond und Sternen und gab gelegentlich auch Aufklärungen, die ganz geheimes Fachwissen betrafen. Doch er redete auch über Metaphysik, und der Prinz fand, dass die diesbezüglichen Vorlesungen noch viel langweiliger waren als die an sich schon unausstehlichen Vorlesungen des weisen Eben Bonabben.

Dann war da noch eine Fledermaus, die den ganzen Tag an ihren Beinen in einer der dunkelsten Ecken des Gewölbes hing und erst in der Dämmerung aufwachte, um schrill pfeifend durch Hallen und Gärten zu flattern. Es war ein seltsames Tier, hatte von allen

Dingen nur ganz verschwommene Ideen, und mit zwielichtigem Verständnis spottete es über Sachen und Gedanken, von denen das Tier wohl kaum gehört hatte. Auch war der Flatterer sehr mürrisch und schien an nichts Gefallen zu finden.

Außer diesen Genossen stellte sich auch noch eine Schwalbe ein, die anfangs dem Prinzen wirklich sehr gut gefiel, denn sie war eine nette Gesellschafterin und zerstreute den einsamen Jüngling mit ihrer flinken Zunge. Doch war sie ruhelos, und geschäftig flog sie von einem Ort zum andern; immer unterwegs, blieb sie selten lange genug auf einem Fleck, um ein ordentliches Gespräch führen zu können. Es erwies sich, dass sie eine ganz gewöhnliche Schwätzerin und Klatschbase war, die alles gründlich zu wissen behauptete und doch nichts wusste.

Dies waren die einzigen gefederten Freunde, mit denen Ahmed Gelegenheit hatte, die neu erlernte Sprache zu üben; der Turm war viel zu hoch, als dass andere Vögel ihn hätten erreichen können. Bald wurde jedoch der arme Prinz seiner neuen Bekannten überdrüssig, deren Unterhaltungen weder seinen Verstand und schon gar nicht sein Herz ansprachen.

Wieder saß er verlassen und trübsinnig in seinem einsamen Turmzimmer und brütete traurig vor sich hin. So verging der kalte Winter, und der Frühling hielt seinen Einzug mit all den Blumen und Blüten, dem saftigen Grün und den lieblichen Düften, die diese Jahreszeit auszeichnen. Die Natur erwachte aus ihrem Winterschlaf; alles begann zu sprießen und zu wachsen. Die Zeit war da, wo die Vögel sich paarten und ihre Nester bauten. In den Hainen und Gärten des Generalife hörte man ein Singen und Rauen, das bis ins einsame Turmzimmer zum gefangenen Prinzen hinauf klang; von allen Seiten erschalten Lieder, ein Fragen und Werben mit dem gleichen Thema, das immer wieder in... Liebe - Liebe - Liebe... ausklang. Schweigend und verwirrt horchte Ahmed erstaunt auf und fragte sich verwundert: „Was mag wohl diese Liebe sein, von der die ganze Welt so voll ist? Was kann dieses Ding nur bedeuten, von dem ich noch niemals gehört habe?“ Er wandte sich also an seinen Freund, den Habicht, und bat ihn um

Aufklärung. Doch der wilde Vogel antwortete verächtlich: „Du mußt dich schon an die gewöhnlichen Vögel unten wenden, die in Gärten und Wäldern friedlich ihr Dasein fristen und dazu da sind, uns, den Fürsten der Lüfte, als Jagdbeute zu dienen. Mein Handwerk ist der Krieg, und Kämpfen meine Freude. Ich bin ein harter Mann und weiß nichts von den Dingen da, die man Liebe nennt.“

Mit Abscheu wandte sich der junge Prinz vom wilden Habicht und suchte die philosophierende Eule an ihrem Zufluchtsort auf. „Das ist ein Vogel von friedlichen Sitten und Bräuchen.“ sagte er sich, „und wird sicherlich imstande sein, meine Frage zu beantworten.“ So bat er denn die Eule, ihm zu sagen, was es mit der Liebe für eine Bewandnis habe, von der alle Vögel unten in den Hainen und Garten sangen.

Als der Uhu diese so vulgäre Frage hörte, schaute er würdevoll auf und sagte mit etwas verschnupfter Stimme: „Ich bin Forscher und verbringe die Nächte mit klugen und eindeutigen Studien, und während des Tages denke ich über das nach, was ich gelernt habe und was mich gelehrt wurde. Die Singvögel, von denen du sprichst, sind für mich nicht vorhanden; ich höre sie nicht und verachte ihre dummen Lieder. Allah sei gepriesen! Ich kann nicht singen, aber ich bin ein Philosoph und Astronom, der von den Dingen da, die man Liebe nennt, nichts weiß.“

Wirklich verwirrt begab sich nun Ahmed ins Gewölbe, wo seine Freundin die Fledermaus wie gewöhnlich an ihren Füßen Kopf abwärts hing und stumm vor sich hin träumte. Er legte auch ihr die für ihn so wichtige Frage vor. Die Fledermaus runzelte ihre Nase und antwortete recht schnippisch: „Warum störst du mich mit dieser blöden Frage in meinem Morgenschlaf? Wisse, ich fliege nur in der zwielichtigen Dämmerung umher, wenn alle Vögel schlafen und kümmere mich um ihr Treiben nicht. Ich bin weder Vogel noch Säugetier, wofür ich dem Himmel danke. Ich habe sie alle als Schurken kennen gelernt und hasse alles, was da fleucht und krecht. Mit einem Wort: ich bin ein Misanthrop und weiß nichts von den Dingen, die man Liebe nennt.“

Nun blieb dem Prinzen nur noch die Schwalbe, an die er sich wenden konnte. Er suchte sie sogleich auf und traf sie nach längerem Suchen oben auf der Turmspitze, wo er sie allsogleich anhielt und ihr sein Herz ausschüttete. Die Schwalbe war, wie gewöhnlich, in großer Eile und hatte kaum Zeit zu antworten. „Auf mein Wort,“ schnatterte sie gleich los, „ich habe so viele öffentliche Geschäfte zu besorgen und so viel zu tun, dass ich bis heute noch keine Zeit gefunden habe, über diesen Gegenstand nachzudenken. Ich habe jeden Tag tausend Besuche zu machen, mich um tausend Sachen von Wichtigkeit zu kümmern, so dass mir kein Augenblick frei bleibt, mich mit derartig unbedeutenden Sing-Sang-Geschichten zu beschäftigen. Ich bin ein freier Weltbürger und weiß nichts von den Dingen da, die man Liebe nennt!“ Mit diesen Worten schoss die Schwalbe ins Tal hinunter und war im Nu in der Ferne verschwunden.

Der junge Mann war zutiefst enttäuscht, dass keiner seiner Freunde ihm sagen konnte, was Liebe eigentlich sei. Diese Schwierigkeiten aber stachelten seine Neugier nur noch mehr an, und er beschloss, der Sache auf den Grund zu gehen, koste es, was es wolle. In dieser gefährlichen Gemütsverfassung traf ihn der alte Lehrer auf der Plattform des Turmes an. Der Prinz ging schnell auf ihn zu und rief heftig: „Oh Eben Bonabben, weisester aller Lehrer, du hast mich viel gelehrt, mir viele irdische Geheimnisse enthüllt! Es gibt aber einen Gegenstand, von dem ich nichts weiß, dessen Sinn und Form ich nicht kenne. Ich bitte dich, mich darüber aufzuklären, denn ich will erkennen, worum es sich handelt.“

„Mein Prinz hat nur die Frage zu stellen, und alles, was im beschränkten Bereich meiner Kenntnisse ist, steht ihm bedingungslos zur Verfügung.“

„So sage mir denn, du größter aller Weisen, was ist die Natur der Dinge, die man Liebe nennt?“

Eben Bonabben war wie vom Blitz getroffen. Ihm wurde ganz übel zu Mute; er zitterte, das Blut wich aus seinen Wangen, und es schien ihm, als säße sein Kopf nur mehr ganz lose auf den Schultern.

„Wie kommt mein Prinz auf solche Gedanken und zu einer solchen Frage? Wo mag er wohl so eitle und überflüssige Worte gehört haben?“

Der Prinz führte ihn ans Turmfenster und auf den Balkon hinaus und sagte ernst mit verschleierter Stimme: „Horche auf, oh Eben Bonabben!“ Und der Weise lauschte mit wachem Ohr. Unten im Gebüsch saß eine Nachtigall und sang ein Liebeslied der Rose zu; aus jedem Hain, von Beeten, ja aus jedem Blütenzweig stiegen melodienreiche Hymnen auf, und tausendfach hörte man immer wieder: „Liebe! Liebe! Liebe!“

„Allah Akbar! Gott ist groß!“ rief der weise Bonabben aus, „Wer könnte sich anmaßen, dieses Geheimnis dem Herzen des Menschen vorenthalten zu wollen, wenn es sogar die Vögel in der Luft laut in die Natur hinausschmettern.“ Dann wandte er sich Ahmed zu und fuhr fort: „Verschließe, oh Jüngling, dein Ohr, auf dass du nicht diese verführerischen Töne hörest! Und lass ab, nach dem Sinn und Sein von Dingen zu forschen, deren Kenntnisse deinem Geist und deiner Seele Unheil bringend sind. Wisse, diese Liebe ist die Ursache allen Übels, oder wenigstens fast allen Übels und der Hälfte allen Wehs, das die sterblichen Menschen dieser armen Welt zwischen seinen Mühlsteinen zu zermahlen droht. Sie ist es, die Hass und Streit zwischen Brüdern und Freunden zeugt, die den meuchlerischen Mord gebiert und furchtbare Kriege entfacht. Kummer und Sorge, traurige Tage und schlaflose Nächte sind ihr Gefolge. Sie bringt die Schönheit der Jugend zum Welken und vergiftet ihre frohe Stunden, was Übel, Elend und ein vorzeitiges Altern zur Folge hat. Allah bewahre dich, mein Prinz, und Er möge dich schützen! Dringe nie darauf das zu wissen, was man Liebe nennt!“

Nach diesen Worten verließ der weise Bonabben eiligst seinen Schüler und ließ diesen in größter Verwirrung zurück. Ahmed konnte keine Ruhe finden; vergebens versuchte er, sich alle Gedanken an die Liebe aus dem Kopf zu schlagen, die ihn ständig quälten und seinen Geist erschöpften. Er kam über eitle Vermutungen nicht hinaus und konnte der Sache nicht auf den

Grund kommen. „Ich kann aus diesen herrlichen Melodien keinen Kummer heraushören,“ sagte er sich, als er dem Gesang der Vögel wieder und immer wieder lauschte, „alles ist so voll Zärtlichkeit, aus jedem Ton klingt Freude! Wenn die Liebe wirklich die Ursache von so viel Elend und Streit wäre, warum trauern dann nicht diese Vögel schmachtend in der Einsamkeit der Wälder? Warum werden sie nicht zu wilden Falken und reißen einander in Stücke? Warum flattern diese herrlichen Geschöpfe fröhlich und zufrieden in den Gärten und Hainen herum und spielen miteinander neckisch unter Blumen und Blüten, wenn Liebe nur Hass, Zwietracht und Unglück zeugt?“

Eines Morgens lag Ahmed auf seinem Diwan und dachte angestrengt über diesen noch immer ungeklärten und ihm unerklärlichen Tatbestand nach. Das Fenster seines Zimmers stand offen, um den sanften Morgenwind hereinzulassen, der vom feinen Duft des Azahars geschwängert aus den Orangengärten im Darrotal heraufkam. Leise hörte man den Sang der Nachtigall, das Zwitschern der Schwalben und Zirpen der Grillen und aus der Ferne her liebliches Saitenspiel. Während nun der Prinz melancholisch diesem zauberhaften Konzerte lauschte, weckte ihn lauter Flügelschlag aus seinen Träumen. Eine von einem Habicht verfolgte Taube schoss durchs Fenster ins Zimmer und fiel erschöpft auf den Fußboden, indessen sich der um seine Beute gebrachte Verfolger wieder seinem Horst in den Bergen zuwandte.

Der jugendliche Prinz nahm den schwer keuchenden Vogel auf, strich ihm das Gefieder glatt und drückte ihn schmeichelnd an seine Brust. Als es ihm endlich gelungen war, die liebeliche Taube zu beruhigen, setzte er sie in einen goldenen Vogelbauer und reichte ihr eigenhändig den feinsten Weizen und das reinste Wasser zur Atzung. Doch diese nahm keine Nahrung zu sich. Traurig und gramvoll saß sie auf der Sprosse und seufzte erbarmungswürdig.

„Was fehlt dir?“ fragte Ahmed besorgt, „Hast du nicht alles, was dein Herz begehrt?“

„Ach, nein!“ versetzte der Tauber, „Bin ich doch vom Gefährten meines Herzens getrennt und noch dazu im schönen Frühling, der glücklichen Jahreszeit der wahren Liebe!“

„Der Liebe?“ wiederholte Ahmed, „ich bitte dich, mein liebes Tierchen, kannst du mir sagen, was Liebe ist?“

„Nur zu gut kann ich das, mein Prinz. Sie ist die Qual von einem, das Glück von zweien, der Streit und die Feindschaft von dreien. Sie ist ein Zauber, der zwei Wesen zu einander hinzieht, sie durch wonnige Seelenverwandtschaft vereint und ihr Beieinandersein zum Glück, ihr Getrenntsein aber zum Unglück macht. Gibt es kein Wesen, zu dem du durch solche Bande zärtlicher Neigung hingezogen wirst?“

„Ich liebe meinen alten Lehrer Eben Bonabben mehr als jedes andere Wesen; aber er ist oft langweilig, und zuweilen fühle ich mich ohne seine Gesellschaft glücklicher.“

„Das ist nicht die Seelenverwandtschaft, die ich meine. Ich rede von der Liebe, dem großen Geheimnis und dem schöpferischen Prinzip allen Lebens, jener berausenden Wonne der Jugend und der nüchternen Freude des Alters. Blicke hinaus, mein Freund, und sieh, wie in dieser glücklichen Jahreszeit die ganze Natur von Liebe erfüllt ist. Jedes erschaffene Wesen hat seinen Liebesgenossen; der unscheinbarste Vogel singt seiner Liebesgefährtin ein Lied, aus dem seine heißesten Gefühle sprechen, selbst der Käfer im Staub und Mist wirbt jetzt um sein Weibchen, und jene Schmetterlinge, die du hoch über dem Turm flattern und in der Luft spielen siehst, sind glücklich in der Liebe, im Bewußtsein des Zusammengehörens. Ach, mein guter Prinz, wie konntest du so viele Jahre der Jugend verlieren, ohne von der Liebe was zu wissen? Gibt es kein zartes Wesen des anderen Geschlechts -eine schöne Prinzessin, ein liebenswürdiges Burgfräulein- die dein Herz gewonnen und in deiner Brust zarte Wünsche zum aufkeimen brachte?“

„Ich fange an zu verstehen“, sagte der junge Prinz seufzend, „oft habe ich solche Stürme und ähnliche Unruhen in mir gefühlt, ohne natürlich deren Ursache zu kennen; aber wo soll ich in meiner

Einsamkeit und Abgeschlossenheit jenes Wesen suchen, das du mir empfiehlst?“

Lange unterhielten sich noch beide, bis die erste Liebeslektion des Prinzen beendet war.

Ernst blickte Ahmed dann vor sich hin, als er, wie mit sich selbst sprechend, leise sagte; „Wenn die Liebe wirklich eine solche Wonne ist, und man ohne sie nur in seelischem Elend leben kann, dann verhüte Allah, dass ich ein verliebtes Paar unglücklich mache!“ Rasch öffnete er den Käfig, nahm den Tauber heraus, küsste ihn zärtlich und trug ihn zum Fenster. „Fliege, glücklicher Vogel, genieße die Jugend und freue dich des Frühlings in Gemeinschaft mit deiner Gefährtin. Du sollst in diesem traurigen Turm nicht mein Zellengenosse sein, hier, wo die Liebe keinen Zutritt hat.“

Mit Entzücken breitete der Tauber seine Flügel aus, hob sich mit einem Schwung in die Luft und schoss dann im Sturzflug hinunter zu den blühenden Lauben am Darro.

Der Prinz folgte ihm mit den Augen, bis er seinen Blicken entschwand. Nichts freute fürderhin den armen Jüngling; nicht das Singen der Vögel, nicht das Zirpen der Grillen und auch nicht der berauschende Blumenduft von Rosen, Nelken und Azahar. All das erhöhte nur seine Bitterkeit. Nach Liebe lechzte sein Herz! Liebe! Liebe! Ach, nun verstand er die Melodie, das Lied der Geschöpfe, das von Liebe sprach.

Seine Augen sprühten Feuer, als er nach einigen Tagen den weisen Bonabben wieder sah. Voll Zorn rief er ihm zu: „Warum hast du mich in solcher Unwissenheit aufwachsen lassen? Warum ließest du mich nicht das große Geheimnis des Lebens und das Wunder allen Seins kennen, welches selbst dem niedrigsten Insekt bekannt ist! Sieh und höre, die ganze Natur befindet sich in einem Taumel des Entzückens! Jedes Wesen freut sich seines Gefährten. Das, das ist die Liebe, über die ich belehrt sein wollte. Warum versagt man mir allein ihren Genuß? Warum wurde mir durch Jahre, ja selbst heute noch diese Freude vorenthalten?“

Der weise Bonabben sah ein, dass jede weitere Geheimnistuerei vollkommen nutzlos wäre, dass der Prinz bereits all das wusste,

was ihm nicht gelehrt und gesagt werden sollte. Er enthüllte ihm deshalb die Vorhersage der Astrologen und die Vorsichtsmaßregeln, die man bei seiner Erziehung getroffen hatte, um das drohende Unheil abzuwenden, das über ihm schwebte. „Und nun, mein Sohn,“ fugte er hinzu, „ist mein Leben in deinen Händen. Wenn dein königlicher Vater entdeckt, dass du trotz meiner Aufsicht und Obhut die Leidenschaft der Liebe kennen gelernt hast, so kostet mich das meinen Kopf, denn unser Sultan pflegt Wort zu halten.“

Der Prinz war so vernünftig wie die meisten jungen Leute seines Alters und hörte gern auf die Vorstellungen seines Mentors, da nichts gegen dieselben sprach. Außerdem war er Eben Bonabben wirklich zugetan, und da er bis jetzt das Feuer der Liebe nur unbewusst spürte, so versprach er, diese seine neuen Kenntnisse bei sich verschlossen zu halten, und nicht den Kopf des Philosophen zu gefährden.

Doch das Geschick wollte es, dass sein Großmut noch auf harte Proben gestellt werden sollte. Als er einige Tage später früh morgens auf der Wehrplatte des Bergfrieds auf und nieder ging, seinen Gedanken nachhängend, da kam der Tauber wieder geflogen und setzte sich furchtlos auf seine Schulter.

Voll Freude liebte ihn der Prinz und sagte mit bewegter Stimme: „Glücklicher Vogel, der du wie auf Schwingen der Morgenröte bis ans Ende der Welt fliegen kannst! Wo warst du seit jenem Tag, an dem ich dir die Freiheit schenkte?“

„In einem fernen Land, mein Prinz, aus dem ich dir zur Belohnung für deine Großmütigkeit eine Nachricht bringe. Einmal sah ich auf meinem weiten Flug über wilde Berge und fruchtbare Ebenen tief unter mir einen herrlichen Garten voll der schönsten Blumen und Blüten, mit Bäumen, deren Äste und Zweige sich unter der Last der wundervollsten Früchte bogen. Er lag in einer grünen Au, an den Ufern eines Flusses, dessen klare Wasser sich durch die Ebene dahinschlängelten. In der Mitte dieses Paradieses stand ein prächtiges Schloss. Ich flog auf eine Baumgruppe zu, um dort auszuruhen, denn anstrengende Tage lagen hinter mir. Es war ein schönes Plätzchen; rundherum Blumen in allen Farben

des Regenbogens, angenehm riechende Früchte, und unten auf der Rasenbank saß eine junge Prinzessin, die in ihrer Schönheit und Anmut einem Engel glich. Junge Dienerinnen, feengleich wie sie, waren ihre Hofdamen, die die Jungfrau mit Blumenkränzen schmückten und ihr Knie vor ihr beugten. Doch keine der Blumen, selbst die nicht aus den hängenden Gärten der Semiramis, konnten mit dem Königskind an Holdseligkeit wetteifern.

Allein die Prinzessin blühte hier, einem Veilchen gleich, im Verborgenen, denn der Garten war von hohen Mauern umgeben, und kein Sterblicher durfte eintreten. Als ich diese schöne Maid sah, so Jung, so unschuldig, so rein und ohne Makel, da sagte ich mir sofort: „Da ist das Wesen, das der Himmel geschaffen hat, meinem freundlichen Prinzen Liebe einzuflößen.“

Die Schilderung fiel wie ein zündender Funke in das Herz Ahmeds, dessen Liebessehnsucht endlich das voll bangen Wunsches gesuchte Wesen gefunden hatte. Zutiefst aufgewühlt schrieb er einen leidenschaftlichen Brief an die schöne Prinzessin; in wohlgeformter Sprache gestand er ihr seine glühende Liebe und beklagte traurig sein hartes Los, denn nur die Gefangenschaft hindere ihn daran, sie aufzusuchen und sich ihr zu Füßen zu werfen. Er fügte Verse ergreifender Schönheit hinzu, in denen er mit zärtlicher Beredsamkeit seinen Gefühlen Ausdruck gab. Als Aufschrift trug der Brief die Worte: „An die schöne Unbekannte, von dem gefangenen Prinzen Ahmed.“ Schließlich schüttete er duftenden Moschus und wohlriechendes Rosenöl über das Schreiben und übergab es dann dem treuen Tauber.

„Nun auf, edelster aller Boten!“ sagte er, „Fliege über Berge und Täler, über Flüsse und Ebenen, Wiesen und Wälder! Ruhe aber nicht eher im Gebüsch und Laub der Bäume, setze deinen zarten Fuß nicht eher auf die Erde, als bis du diese Botschaft der Geliebten meines Herzens übergeben hast.“

Die Taube schwang sich hoch in die Luft, nahm Richtung und schoss dann davon. Der Prinz folgte ihr mit den Augen, bis nur mehr ein ganz kleiner Punkt am fernen Horizont zu sehen war, der allmählich in der Weite entschwand.

Tag um Tag wartete Ahmed auf die Rückkehr des Liebesboten; aber vergebens suchte er stundenlang den Himmel nach dem Tauber ab. Schon fing er an, ihn der Vergeßlichkeit zu schelten, als der treue Vogel eines Abends gegen Sonnenuntergang in sein Zimmer flatterte, dort auf den Boden fiel und starb. Der Pfeil eines mutwilligen Bogenschützen hatte ihm die Brust durchbohrt, und dennoch flog er mit den letzten Lebenskräften weiter bis auf den Turm zum Prinzen, der ihn so ungeduldig erwartet hatte. Als dieser sich kummervoll über den zarten Martyrer der Treue beugte, bemerkte er, dass der tote Tauber eine feine Perlenschnur um seinen Hals trug, an der versteckt unterm Flügel ein kleines Medaillon hing, auf dem ein wundervolles Emailbildchen zu sehen war. Dies zeigte eine holde Prinzessin in der ersten Blüte ihrer Jahre. Ohne Zweifel handelte es sich um die schöne Unbekannte im Lustgarten, von der der gute Tauber einst gesprochen hatte. Wer war sie aber und wo lebte sie? Wie hatte sie seinen Brief aufgenommen, und war das kleine Bildchen wirklich eine Zusage und eine Antwort, ein Zeichen der Genehmigung seiner Leidenschaft? Die tote Taube aber schwieg und blieb für ewig stumm, und der feurige Liebhaber sollte auf seine Fragen keine Antwort mehr bekommen.

Er blickte sehnsuchtsvoll auf das Bildchen, bis seine Augen in Tränen schwammen; dann küsste er es, drückte es an sein Herz und betrachtete es wieder stundenlang mit zärtlicher Leidenschaft. „Schönes Bild,“ sagte er, „ach, du bist nur ein Bild! Doch deine frischen Augen strahlen mir zärtlich entgegen, deine rosigen Lippen, scheinen mich zu ermutigen! Eitle Einbildung, alles ist Fantasie! Lächelten sie einem glücklichen Nebenbuhler nicht ebenso lieblich zu? Mein Gott im Himmel, wo kann ich wohl diese holde Jungfrau finden, die der Künstler hier konterfeite? Wer weiß, welche Berge und Länder uns trennen? Wer kennt die Gefahren die uns drohen? Vielleicht drangen sich jetzt, -gerade jetzt- Freier um sie, während ich hier im Turm gefangen sitze, und meine Zeit mit Seufzen und der Anbetung eines gemalten Schattens verliere!“

Rasch entschlossen sagte Ahmed weiter: „Ich will aus diesem Palast entfliehen, denn er wurde mir zum verhassten Gefängnis!

Und als Pilger der Liebe werde ich durch die ganze Welt ziehen und suchen, bis ich die unbekannte Prinzessin finde und an mein Herz drücken kann.“ Weiter überlegend sagte sich der junge Mann, dass tagsüber, wenn die Diener und Wächter alle aus und ein liefen, eine Flucht wohl schwerlich gelingen dürfte, er also den Einbruch der Nacht abwarten müsse; denn da stünden dann nur ganz wenige Posten auf den Mauern, und selbst die schliefen oft, denn niemand befürchtete einen Ausbruch des lammfrommen Prinzen. Aber wie sollte er bei seiner Flucht in dunkler Nacht den rechten Weg finden? Er kannte doch die Gegend nicht! In dieser unangenehmen Lage fiel ihm die Eule ein, die unbedingt Rat wissen musste, denn sie war es gewohnt, bei Nacht herumzustreifen und auf geheimen Pfaden und Wegen auf die Pirsch zu ziehen. Ohne Zeitverlust begab er sich nun in ihre Klause und fragte sie bezüglich ihrer Landeskenntnisse aus. Darob setzte die Eule eine gar wichtige Miene auf und sagte ernst, jedes Wort betonend: „Du musst nämlich wissen, o Prinz, dass wir Eulen eine weit verzweigte und alte Familie darstellen; es ist richtig, dass wir etwas verarmt und heruntergekommen sind, aber noch immer nennen wir in allen Teilen Spaniens viele hundert verfallene Schlösser und Türme unser eigen. Es gibt kaum eine Bergwacht auf schroffem Fels, keine Festung in den Ebenen, keinen Palast in einer kastilischen Stadt und keine Pfalz auf den Hügeln Andalusiens, in der nicht ein Bruder, ein Oheim oder Vetter wohnt. Oft besuchte ich schon meine lieben Verwandten und kam dabei durchs ganze Land, das ich in meinem Wissensdrang genauest durchforschte. Ich kenne also jeden Winkel, jeden Weg und Steg von nah und fern und auch den geheimsten Unterschlupf, den Menschen je betreten hatten.“

Ahmed war hochofregt, in der Eule einen so gewandten Berater gefunden zu haben und berichtete ihr nun im Vertrauen von seiner zärtlichen Liebe und seinen Fluchtplanen. Auch bat er sie inständig, ihn auf der Reise zu bereiten, da er ihren Rat ja so notwendig brauche, denn allein käme er in seiner Unerfahrenheit nicht weiter.

„Ei warum nicht gar!“ schnauzte ihn die Eule unfreundlich an, „Glaubst denn du wirklich, dass ich mich mit Liebeshandeln

befasse?... ich, deren Zeit, Tun und Lassen ausschließlich der sinnenden Betrachtung, dem Studium und dem Mondkult geweiht ist?“

„Sei nicht böse, höchst ehrwürdige Eule,“ war Ahmeds Antwort, „opfere mir deine kostbaren Tage und lass eine Weile die Meditation und den Mond. Hilf mir bei meiner Flucht und sei mein Führer durchs unbekannte Land, und ich will dich reichlich dafür belohnen, denn alles sollst du haben, was dein Herz wünscht.“

„Ich habe alles was mein Herz begehrt,“ schnarrte der unfreundliche Vogel, „ein paar Mäuse als frugales Mahl und dieses Mauerloch als Wohnung sind reichlich genug für mich, denn ein Philosoph braucht wirklich nicht mehr.“

„Bedenke, weiseste aller Eulen und Uhus, hier im Verborgenen gehen deine großen Talente und Kenntnisse für die Welt verloren; niemandem nützen sie und niemand kennt sie. Ich werde eines Tages regierender Fürst sein, und dann kann ich dich auf einen Posten von Rang und Ehren setzen, von wo du mit deinen weisen Entschlüssen das ganze Land beglückend organisieren und seine Bewohner als guter Kanzler führen könntest.“

Wenn auch die Eule ein Philosoph war und sich über die gewöhnlichen Bedürfnisse des Lebens erhaben fühlte, so hatte sie doch noch nicht jeden Ehrgeiz verloren, und Minister konnte man schließlich und endlich nicht alle Tage werden. Der kluge Vogel ließ sich nach einigen Versprechen ohne viel Mühe bald dazu bringen dass er zusagte, den jungen Prinzen auf seiner Liebesfahrt zu begleiten und sein Führer und Ratgeber zu werden.

Verliebte pflegen rasch zu handeln und ihre Pläne umgehend zu verwirklichen. Der Königssohn suchte alle seine Juwelen, Goldmünzen und Schmuck zusammen und versteckte den reichen Reisefond in seinen Kleidern. In derselben Nacht noch ließ er sich an geknüpften Gürteln vom Balkon herunter, lief durch den Garten und sprang ungesehen über die Außenmauer des Generalife. Einmal draußen, übernahm gleich die Eule die Führung, und beide erreichten noch vor Tagesanbruch glücklich das Gebirge, wo sie in Sicherheit waren.

Der Prinz und sein Mentor setzten sich nun zusammen und berieten, was weiterhin zu tun sei und welchen Weg man nehmen müsse.

Ernst und gewichtig, wie alle Hofrate, hub die Eule allsogleich zu sprechen an: „Wenn ich dir raten darf, so schlage ich vor, dass wir uns nach Sevilla begeben. Du musst wissen, dass ich vor Jahren mehrmals dort meinen Oheim besuchte, einen Vogel von hoher Würde und großem Ansehen. Er wohnte in einem verfallenen Flügel des sevillaner *Alcázar* und empfing nachts seine Besuche, so dass ich also gar viele Bekanntschaften machen konnte. Allein oder mit guten Freunden durchstreifte ich dann die Stadt und konnte dabei viel sehen und lernen. Auf meinen nächtlichen Spazierflügen hatte ich auch bemerkt, daß in einem Turm in der Nähe des königlichen *Alcázar* fast immer eine Ölfunzel brannte, was natürlich meine Neugierde ganz gewaltig erregte. Einmal allein ging ich der Sache nach, flog zum Turm und ließ mich vorsichtig auf der Zinne nieder. Von dort aus sah ich einen arabischen Zauberer, der beim Schein der rauchenden Lampe emsig arbeitete und wissenschaftliche Versuche machte. Vor, neben und hinter ihm lagen stoßweise Bücher und gelbe Pergamentrollen, und auf seinen Schultern saß ein alter Rabe, der vertrauteste Freund, den er seinerzeit aus Ägypten mitgebracht hatte. Mit dem Raben bin ich sehr gut bekannt und verdanke ihm einen großen Teil meiner Kenntnisse. Der Magier selbst ist seitdem gestorben, aber der Rabe lebt noch im gleichen Turmzimmer, denn du weißt ja, dass diese Vögel ein wunderbar langes Leben haben. Ich möchte dir nun raten, oh Prinz, diesen Raben aufzusuchen; er ist ein großer Wahrsager und Beschwörer, ein Astrologe und Fachmann in der schwarzen Kunst, wegen der gemeinhin alle Raben, vorzugsweise aber die aus Ägypten, bekannt und berühmt sind.“

Dem Prinzen leuchtete der weise Rat ein, und seinem zukünftigen Minister folgend zogen sie in Richtung Sevilla weiter. Ahmed reiste seinem Genossen zuliebe nur des Nachts und ruhte bei Tag in irgendeiner dunklen Höhle oder in einem verfallenen Wachturm, denn die Eule war mit den Unterkünften und

Schlupfwinkeln solcher Art wohlbekannt, und außerdem hatte sie von je eine wahre Leidenschaft für jede Art von alten Bauten und archäologischen Kunstschatzen.

Alles hat sein Ende, und so erreichten auch die beiden Reisenden eines schönen Tages kurz vor Sonnenaufgang die Stadt Sevilla. Die Eule blieb draußen vor den Mauer, sie verabscheute ja die Helle und den großen Lärm in den dicht gedrängten Straßen. In einem hohlen Baum bei einer Tante schlug sie ihr Quartier auf, wo sie von niemandem belästigt wurde.

Der Prinz schritt rasch durchs Tor und fand bald den beschriebenen Turm, der sich gleich einer Palme hoch über die Häuser der Stadt erhob. Es war in der Tat derselbe, der heute noch steht und unter dem Namen *Giralda* als das berühmteste maurische Bauwerk Sevillas bekannt ist.

Ahmed stieg den hohen Schneckensteig bis zur Spitze des Turms hinauf und traf dort wirklich den zauberkundigen Raben. Es war ein alter Vogel, grauköpfig mit struppigem Gefieder; auf einem Auge schien er blind zu sein, denn eine weiße Haut deckte es zu, was seinen Anblick gespensterhaft, ja Furcht erregend machte. Als der Prinz kam, stand er auf einem Bein und starrte einäugig mit zur Seite geneigtem Kopf vor sich hin, auf die kabbalistischen Zeichen, die auf den Bodenfliesen zu sehen waren.

Leise und ehrerbietig näherte sich ihm der königliche Besucher mit jener Scheu, die das würdige Aussehen und sein übernatürliches Wissen jedem unwillkürlich einflößten.

„Verzeih mir, oh ältester Meister in der Kabbala,“ rief er aus, „wenn ich einen Augenblick diese Studien unterbreche, die die gesamte Welt in Bewunderung versetzen. Du hast vor dir einen Mann, der sich der Liebe geweiht hat und dich nun um Rat fragen möchte, wie er ans Ziel, zum Gegenstand seiner Leidenschaft gelangen könne.“

„Mit anderen Worten,“ sagte der Rabe, ihn bedeutungsvoll anspielend, „du willst meine Kenntnisse in der Chiromantie erproben. Komm, zeig mir deine Hand und lass mich die geheimnisvollen Schicksalslinien entziffern.“

„Entschuldige,“ versetzte der Prinz, „ich komme nicht um einen Blick in die Zukunft zu tun, auch will ich nicht das wissen, was Allah dem Auge der Sterblichen verborgen halt; ich bin ein Pilger der Liebe und suche den Weg, der mich ans Ziel und zum Gegenstand meiner Irrfahrten führt.“

„Aber Menschenkind, wie ist es möglich, dass du im fröhlichen und leichtlebigen Andalusien nicht ein deiner Liebe wertcs Wesen finden kannst?“ krächzte der alte Rabe und blickte ihn von der Seite her an; „hier im üppigen Sevilla kannst du diesbezüglich doch unmöglich in Verlegenheit kommen, hier wo unter Orangenbäumen auf den Straßen und in den Gärten glutäugige Mädchen *Zambra* tanzen?“

Der Prinz wurde rot vor Verlegenheit und staunte einigermaßen darüber, einen so alten Vogel, der übrigens bereits mit einem Fuß im Grabe stand, derartig locker sprechen zu hören. „Glaube mir,“ sagte er daher ernst, „ich bin auf keiner jener leichtfertigen Liebesfahrten, wie du sie mir zumutest. Die leichtgeschürzten, schwarzäugigen Mädchen Andalusiens, die unter Orangenbäumen an den Ufern des Guadalquivirs tanzen, sind für mich nicht vorhanden, und ich kümmere mich keineswegs um sie. Ich suche eine unbekannte, aber makellose Schönheit, das Mädchen, das zu diesem Bild Modell stand. Ich ersuche dich, höchst mächtiger Rabe, sage mir, wenn du kannst und es dein Wissen erlaubt, wo ich die begehrte holde Maid suchen muss und finden werde.“

Der alte Graukopf war wirklich etwas betroffen, als er den Prinzen mit solchem Ernst sprechen hörte.

Er erwiderte daher etwas trocken: „Was weiß ich von Jugend und Schönheit! Ich besuche ja nur alte und von Krankheiten gezeichnete Wesen; nichts habe ich mit Frische und Schönheit zu tun! Ich bin des Geschickes Bote und krächze von den Schornsteinen herab meine traurigen Weissagungen, die fast immer eine Todesnachricht enthalten, und schlage dann und wann mit meinen Flügeln an die Fenster eines Krankenzimmers, wenn der Sensenmann sich nähert. Du musst schon anderswo nach deiner unbekannten Schönheit forschen, denn ich bin

wirklich nicht der Richtige dazu, der dir darüber Nachrichten geben könnte.“

„Und bei wem soll ich anders suchen, als bei den Söhnen der Weisheit, die im Buche des Schicksals lesen können? Wisse, ich bin ein Prinz königlichen Geblüts, von den Sternen zu geheimnisvollen Unternehmungen auserwählt, von denen die Zukunft und das Schicksal ganzer Länder und Nationen abhängen kann.“

Als der Rabe hörte, dass die Angelegenheit von Wichtigkeit war und dass deren Verwirklichung von den Sternen abhängen, da änderte er allsogleich seinen Ton und sein Benehmen. Aufmerksam lauschte er der Erzählung des Prinzen, und als dieser geendet hatte, sagte er gewichtig: „Über diese Prinzessin kann ich dir leider keine Auskunft geben, denn in Gärten und Lauben, wo Frauen sind, habe ich mich in der Regel nicht auf; aber ziehe bis Córdoba weiter und gehe dort zur ehrwürdigen Palme des großen Abderrahman die im Hof der *Mezquita* steht, und dort wirst du einen Weisen finden, der alle Länder bereist und alle königlichen Residenzen besucht hat und ein Liebling vieler Königinnen und Fürstinnen gewesen ist. Man wird dir dort sicherlich die gewünschte Auskunft geben können.“

„Vielen Dank für diese wertvolle Nachricht,“ sagte Ahmed, „und lebe wohl, du ehrwürdiger Astrologe.“

„Fahre hin, Pilger der Liebe,“ sagte trocken der Rabe und vertiefte sich neuerlich in seine kabbalistischen Diagramme.

Der Prinz eilte aus der Stadt hinaus, holte seinen Reisegenossen, die Eule, ab, die noch immer im hohlen Baum bei ihrer Gvatterin schlummerte, und zog eiligst in Richtung Córdoba weiter.

Sie wanderten das fruchtbare Tal des Guadalquivirs aufwärts, durch duftende Haine, Orangenpflanzungen und Zitronenwälder, und kamen endlich an den hängenden Gärten Córdoba vorbei, die die Umgebung der Stadt zierten. Am stark bewachten Tor trennten sich die beiden Fahrtgenossen; die Eule blieb draußen und flog in ein dunkles Mauerloch unter dem Wachturm, während der Prinz eilig weiterging, um die Palme zu suchen, die der große Abderrahman vor uralten Zeiten gepflanzt hatte. Leicht war es ihm, sie zu finden,

denn sie stand im Vorhof der Hauptmoschee und überragte weit die übrigen Bäume. Derwische und Fakire saßen gruppenweise in den Säulengängen der *patios* und erörterten diskutierend und gestikulierend irgendein theologisches Problem. Auch waren viele fromme Gläubige da; sie verrichteten ihre rituellen Waschungen, ehe sie das Gotteshaus betraten.

Am Fuß der Palme drängte sich eine Menge von Menschen und horchte aufmerksam auf die Worte eines Redners, der mit gewandter Geläufigkeit zu sprechen schien. „Dies,“ sagte sich der Prinz, „muss der Weise sein, der mir Auskunft über die unbekannte Prinzessin geben soll.“ Ahmed mischte sich unter die Leute und bemerkte mit Erstaunen, dass alle einem Papagei zuhörten, der mit seinem hellgrünen Rock, den verschmutzten Äuglein und einem wehenden Federbusch auf dem Kopf den Eindruck eines eitlen und von sich selbst eingenommene Wesens machte.

„Wie kommt es,“ sagte der Prinz zu einem der Zuhörer, „dass so viele ernste Personen an dem dummen Geschwätz eines plappernden Vogels Gefallen finden können?“

„Freund, ihr wisst nicht von wem und was ihr sprecht!“ antwortete leise der andere, „Dieser Papagei ist ein direkter Nachkomme jenes berühmten persischen Papageis, der wegen seines Erzählertalents auf der ganzen Welt berühmt war. Dieser kluge Vogel hier hat alle Gelehrsamkeit des Morgenlandes auf seiner scharfen Zungenspitze; er ist Philosoph und Dichter, und er spricht in gereimten Versen ebenso schnell, wie der klügste Derwisch seine auswendig gelernten Koranzitate. Weit kam er herum! Er besuchte fremde Königshofe, Universitäten und hohe Schulen, und überall bestaunte ihn jung und alt wegen seiner Gelehrsamkeit. Auch war er der allgemein anerkannte Liebling schöner Damen und verbrachte viel Zeit in Kemenaten und Harems, was bei der Vorliebe des schwachen Geschlechtes für dichtende und gebildete Papageien leicht verständlich ist.“

Hier unterbrach Ahmed den Bürger von Córdoba und rief: „Genug, ich will eine private Unterredung mit diesem berühmten Weisen haben.“

Die Audienz wurde ihm gewährt und der Liebespilger setzte dem weisen und viel gereisten Vogel Ziel und Zweck seiner Wanderschaft auseinander. Doch kaum hatte dieser vom Herzeleid Ahmeds gehört, als er auch schon in ein trockenes und lautes Lachen ausbrach, dass ihm die Tränen aus den Augen flossen. „Entschuldige meine Heiterkeit,“ sagte der Papagei, „aber schon die bloße Erwähnung des Wortes Liebe bringt mich zum Lachen.“

Klar, dass der Prinz von dieser unhöflichen Heiterkeit keineswegs erbaut war und sagte etwas verletzt: „Ist die Liebe nicht das große Geheimnis der Natur, das heilige Prinzip des Lebens, das gemeinsame Band, das in zarter Seelenverwandtschaft Mann und Frau sich finden läßt?“

„Ja, was du nicht alles weißt?“ rief der Papagei, ihn laut unterbrechend, „Sag mir doch, woher hast du eigentlich dieses sentimentale Geschwätz? Glaub mir, Liebe ist außer Brauch und Mode! In der guten Gesellschaft, bei Leuten von feiner Bildung und Witz wird darüber nicht mehr gesprochen.“

Mit Wehmut dachte Ahmed an seine arme Freundin, die gute Taube, und wie diese ganz anders von der Liebe gesprochen hatte. Der Prinz fand aber das Verhalten des Papageis verständlich und nahm es ihm nicht übel, denn das lange Hofleben, so dachte er sich, habe den Vogel affektiert und eingebildet gemacht, was ja auch Männern von Ruf zustoßen soll. Keinesfalls jedoch wollte er seine innersten Gefühle dem Spott des schwatzenden Papageis nochmals preisgeben; er kam daher rasch auf den unmittelbaren Zweck seines Besuches zu sprechen.

„Sage mir, hoch gebildeter Freund von Königen, Fürsten und Prinzessinnen, der du überall, selbst in die geheimsten Gemächer der adeligen Schönen Zutritt hattest, begegnetest du einmal auf deinen Reisen dieser holden Maid, die hier abgebildet ist?“

Der Papagei nahm das kleine Rundbildchen in seine Krallen, wackelte mit dem Kopf von einer Seite zur anderen und prüfte mit neugierigen Äuglein die Gesichtszüge des konterfeiten Mädchens. „Blitz und Donnerschlag!“ rief er, „ein recht hübsches Gesichtchen; wirklich schön und zart. Aber ich habe auf meinen Reisen so viel

nette Frauenzimmer gesehen, dass ich mich wirklich nicht erinnern kann... doch halt... wahrhaftig! Wenn ich recht sehe... nun bin ich ganz sicher, es ist die Prinzessin Aldegunda! Wie konnte ich nur diesen Engel vergessen, bei dem ich in so hoher Gunst stand!“

„Die Prinzessin Aldegunda,“ wiederholte Ahmed, „und wo kann ich sie finden?“

„Langsam, langsam,“ antwortete der Papagei, „sie ist nämlich viel leichter zu finden als zu gewinnen. Aldegunda ist die einzige Tochter des christlichen Königs von Toledo: wegen einer seltsamen Prophezeiung von Astrologen und Wahrsagern, die sich ja bekanntlich in alle Sachen mischen, wenn selbige sie auch nichts angehen, hält man die schöne Maid bis zu ihrem siebzehnten Geburtstag von aller Welt abgeschlossen. Du wirst sie nicht bewundern können, denn kein Sterblicher, darf sie sehen. Ich wurde seinerzeit eingeführt und zugelassen, um sie zu zerstreuen und zu unterhalten, was mir bei dem guten Kind auch leicht gelang. Auf mein Ehrenwort kann ich dir versichern, daß ich auf der Welt kein hübscheres und liebwerteres Wesen gesehen habe.“

„Ein Wort im Vertrauen, lieber Papagei,“ sagte Ahmed, „du mußt wissen, daß ich der Erbe eines großen Königreiches bin und eines Tages auf dem Thron von Granada sitzen werde. Ich sehe, dass du ein kluger Vogel bist und die Welt kennst. Hilf mir die Prinzessin freien, und du sollst einer meiner höchsten Hofbeamten werden.“

Ernst antwortete der Papagei: „Von Herzen gern, lieber Freund! Was aber die Stellung bei Hof anbelangt, so möchte ich dich bitten, mir gute Pfründe ohne Amtsgeschäfte zu geben, denn wir Schongeister haben einen ganz bestimmten Widerwillen gegen jede Arbeit.“

Bald war alles geordnet, das Anstellungsdekret unterzeichnet, und Prinz und Papagei verließen die Kalifenstadt durch dasselbe Tor, durch das vor Stunden die königliche Hoheit ratsuchend allein hereingekommen war. Draußen vor der Stadtmauer pff Ahmed die Eule aus dem Mauerloch heraus, machte seine beiden Kronrate miteinander bekannt und gemeinsam zogen sie dann

nach Erledigung einiger Förmlichkeiten gegen Norden und den Bergen zu.

Die Fahrt ging allerdings nicht so schnell vonstatten, wie es der Prinz wohl wünschte; er musste einige Unannehmlichkeiten mit in Kauf nehmen: Da war einmal der verzogene und an ein vornehmes Leben gewohnte Papagei, der in der Früh nicht gestört sein wollte. Die Eule ihrerseits wieder hielt eine ausgiebige Siesta und döste bis in den späten Nachmittag hinein; dazu kam noch ihre Vorliebe für alte Bauten und archäologische Kunstschatze, die sie alle sehen wollte. Bei jeder Ruine machte sie halt, kroch in allen Mauerlöchern herum, besuchte Basen und Vetter, Uhus und Kauze, und erzählte dann gar lange Geschichten von den Burgen und Türmen, von deren einstigen Bewohnern und den Umständen, die ihre Mauern zum bersten brachten. Zu all dem kamen noch unangenehme Familienstreitigkeiten; Eule und Papagei vertrugen sich nämlich ganz und gar nicht. Obschon sie beide Vögel von großer Bildung waren, behagte keinem die Gesellschaft des anderen; den ganzen Tag hindurch stritten sie, kaum dass sie sich irgendwo trafen. Der Papagei war ein Schongeist, die Eule ein Philosoph. Ersterer rezitierte Poesien und Verse, kritisierte die neusten wissenschaftlichen Arbeiten und Bücher, wobei er mit beißendem Spott, aber ohne Fachwissen, die verschiedensten Disziplinen der Gelehrsamkeit eingehendst behandelte. Für die Eule waren natürlich derartige Kenntnisse ganz und gar bedeutungslos und reiner Mumpitz, und sie antwortete mit einem Vortrag über Metaphysik. Dann wieder sang der Papagei mancherlei Lieder, die bestimmt nicht für jedermanns Ohr waren; er erzählte gute Witze und unterhielt sich auf Kosten seines Reisegegnossen. Solches Gehabe verletzte natürlich die Würde der Eule, die sich furchtbar ärgerte, vor Wut fast barst und den weiteren Rest des Tages wie ein Grab schwieg.

Der junge Prinz gab sich ganz seinen Träumen hin und betrachtete stundenlang das Bildnis der schönen Tochter des christlichen Königs von Toledo. Er ließ also die beiden Reisegefährten um des Kaisers Bart streiten, mischte sich nicht in ihre langen Diskussionen und sorgte nur dafür, dass nicht zu viel

Zeit verloren ging. So kamen sie durch die hohen Bergtaler der Sierra Morena, liefen die ausgedörrten Ebenen Kastiliens und der *Mancha*, dann den Tajo entlang, der sich durch halb Spanien und Portugal hindurch windet. Endlich erblickten sie in der Ferne eine feste Stadt mit starken Mauern und Türmen. Sie erhob sich auf einem felsigen Vorgebirge, das weit ins Land hinausschaute und an dessen Fuß die Wasser des Tajo wild aufspritzten.

„Seht!“ rief die Eule aus, „Das berühmte Toledo, bekannt seiner historischen Schätze wegen. Beachtet dort die ehrwürdigen Türme und die hohen Kuppeln; der Staub von Jahrhunderten deckt sie, und reiche Sagen heiligen den Ort, an dem so viele meiner Vorfahren sich dem Studium und der stillen Meditation hingaben und noch hingeben.“

„Still, und hält doch den Schnabel!“ rief unwillig der Papagei und schnitt weitere kunsthistorische Erörterungen kurz ab, „was kümmern uns Altertümer, Monumente aus vergangenen Zeiten, Sagen und Geschichten von deinen Vorfahren? Sieh hinüber, dort zur Wohnstätte der Jugend und Schönheit. Das ist es, was wir wollen, denn, o Prinz, hier lebt deine lang gesuchte und so heiß ersehnte Prinzessin!“

Ahmed blickte in die vom Papagei angedeutete Richtung und sah in einer herrlichen Au am Ufer des Tajos einen prächtigen Palast, der aus vielen hundert von Baumkronen hervor zu wachsen schien. Es war wirklich der Ort, den die Taube ihm beschrieben hatte. Klopfenden Herzens startete der verliebte Prinz zum Schloss und murmelte leise vor sich hin: „Vielleicht lustwandelt jetzt das schöne Kind unter jenen schattigen Baumgruppen oder schwebt mit leicht beschwingtem Schritt über die kunstvolle Terrasse dort; vielleicht ruht und schlummert sie in einem kühlen *Mirador* des Palastes!“ Als der junge Mann allmählich wieder zu sich kam, bemerkte er voller Schreck, dass der Ansitz der toledaner Königstochter von unüberwindbaren hohen Mauern umgeben war, und dass bis an die Zähne bewaffnete Soldaten ununterbrochen die Runde machten, um zu verhindern, dass jemand sich der Prinzessin nähern könne.

Als der Prinz die Lage erfasst hatte, wandte er sich umgehend an den immer noch schwatzenden Papagei und sagte zu ihm: „Vollkommenster aller Vögel! Du hast die Gabe der menschlichen Sprache, und durch große Klugheit zeichnest du dich aus! Fliege eiligst in den Schlossgarten, suche den Abgott meiner Seele und sag der holden Maid, daß Prinz Ahmed als Pilger der Liebe nun an den blumigen Ufern des Tajos weile, um sie aufzusuchen und sich ihr zu Füßen zu werfen.“

Stolz auf sein Amt flog der Papagei allsogleich zum Garten, schwang sich über die hohe Mauer, schwebte wie suchend eine kurze Weile über den Wiesen und Beeten und ließ sich dann rasch auf dem Balkon eines Lusthäuschens nieder, das am Flußufer stand. Neugierig schaute er durchs Fenster und sah drinnen im Zimmer die Prinzessin auf einem reichen Diwan sitzen, die Augen auf ein Stück Papier geheftet, das ihre Tränen netzten, die langsam und leise über ihre blassen Wangen herunterflossen.

Der Papagei putzte einen Augenblick seine Flügel, zog seinen hellgrünen Rock zu Recht, richtete seine Kopfschleife in die Höhe und ließ sich mit höflichem Anstand an ihrer Seite nieder. Im zärtlichsten Ton sagte er dann: „Trockne deine Tränen, schönste aller Prinzessinnen, ich bringe dir Trost und zaubere wieder Lächeln auf deine zarten Lippen.“

Erklärlicherweise erschrak die Prinzessin heftigst, als sie eine Stimme hinter sich hörte. Rasch drehte sie sich um, und den grünrockigen Vogel betrachtend, der sich untertänigst verneigte, sagte sie traurig: „Ach! welchen Trost willst du mir schon bringen, du bist ja nur ein Papagei?“

Es verdross den Papagei solche Rede, aber er schluckte seinen Ärger hinunter und sagte schnippischen Tons: „Wisse liebes Kind, gar manche schöne Dame tröstete ich schon in meinem Leben! Und mit Erfolg! Doch soll dies nur nebenher gesagt sein, denn heute komme ich als Gesandter eines königlichen Prinzen. Ahmed, der künftige Herrscher von Granada, weilt gegenwärtig an den blumenreichen Ufern des Tajo und will dir seine Aufwartung machen.“

Scharf blitzten die Augen der schönen Prinzessin bei diesen Worten auf und leuchteten heller als die Diamanten ihrer Krone. „Oh süßester aller Papageien,“ rief sie aus, „voll Wonne sind in der Tat deine Nachrichten! Schwach und verzagt war ich, und die Zweifel an Ahmeds Treue machten mich krank. Eile zurück und sage ihm, dass die Worte seines Briefes in meinem Herzen gemeißelt stehen, und dass seine liebevollen Verse seit Monaten die geistige Nahrung meiner Seele sind, dass nur die Gedanken an ihn mich aufrecht hielten. Trage ihm aber auch auf, dass er sich umgehend rüste, denn mit der Waffe in den Händen müsse er im Kampfspiel seine Liebe zu mir unter Beweis stellen. Morgen an meinem siebzehnten Geburtstag veranstaltet mein Vater ein großes Turnier, an dem die besten Klingen und mutigsten Helden in die Schranken treten werden, denn meine Hand soll als Preis dem Sieger gehören.“

Der Papagei erhob sich, rauschte durchs Gebüsch und flog zum Prinzen zurück, der schon ungeduldig auf eine Antwort wartete. Groß war die Freude Ahmeds, als er hörte, dass im Schloss wirklich die Prinzessin vom Medaillon wohne und daß sie seiner in sehnsuchtsvoller Liebe gedachte. Laut jubelte er auf, denn ein Traum war zur Wirklichkeit geworden. In den Freudenbecher fielen allerdings einige Tropfen bitteren Wermuts; denn das nun bevorstehende Kampfspiel machte ihm einige Sorgen, was leicht verständlich ist, wenn man bedenkt, dass er nicht von Kriegen und Kämpfen erzogen worden war, sondern von einem gelehrten Philosophen.

Schon sah man stahlgepanzerte Ritter den Tajo entlang und in die Stadt hinauf reiten. Hell glänzten ihre Waffen im Sonnenschein und laut schallten die Trompeten und Posaunen der Schildknappen. Viele edle Herrschaften drängten sich durch die engen Gassen der alten Gotenstadt, und alles wollte dem Turnier beiwohnen, wo man erstmals die schöne Königstochter zu Gesicht bekommen sollte.

Die Vorsehung wollte es, dass das Geschick der beiden jungen Königskinder vom selben Stern gelenkt und beeinflusst war. Daher

war auch die Prinzessin bis zu ihrem siebzehnten Geburtstag von aller Welt abgeschlossen gewesen, um sie so vor den gefährlichen Einflüssen einer vorzeitigen Liebe zu schützen. Dies verhinderte jedoch nicht, dass ihre Schönheit allgemein bekannt wurde, und sich bereits mehrere mächtige Prinzen um sie beworben hatten. Der König aber, ein Mann von außerordentlicher Klugheit, wollte sich der Tochter wegen mit niemandem verfeinden; er gab keinem der Freier eine eindeutige Antwort, sondern verwies alle auf das Kampfspiel und sagte, dass der Sieger die Prinzessin als Ehegespons heimfuhren könne. Klar, dass sich unter diesen Umständen gar mancher Waffen gewandte Haudegen unter den Bewerbern befand, dessen Mut bekannt und gefürchtet war. Eine wirklich unangenehme Lage für den unglücklichen Ahmed, der weder mit Waffen versehen noch in ritterlichen Übungen erfahren war. „Oh ich unglücklichster aller Prinzen!“ rief er verzweifelt aus, „Wozu nützen mir nun Algebra und Astronomie und all die anderen Wissenschaften, die mich ein Philosoph in klösterlicher Abgeschlossenheit lehrte? Ach, Eben Bonabben, warum hast du es versäumt, mich in der Führung von Waffen zu unterweisen?“ Aufmerksam hatte die Eule zugehört, und fromm zum Himmel aufblickend sagte sie laut dem Prinzen: „*Allah Akbar!* Gott ist groß! Alle geheimen Dinge liegen in seiner Hand. Er allein lenkt das Schicksal von Königen und Fürsten, und kein Vogel fällt ohne seinen Willen vom Baum und aus dem Nest.“

Nach dieser religiösen Einleitung, die seinem Charakter als frommen Moslem entsprach, fuhr der Uhu fort und erklärte: „Wisse, oh Prinz, dass dieses Land voll von Geheimnissen ist, die nur ganz wenige Menschen kennen, weil man dazu in der Kabbala schon sehr gut bewandert sein muss. Ich bin es, und mir ist alles erschlossen! Merke also gut auf und höre. In den benachbarten Bergen gibt es eine Höhle. Darinnen befindet sich ein eiserner Tisch, und darauf liegt eine vollständige Zauberrüstung. Auch steht seit Generationen ein verwünschtes Pferd dort, das der Spruch eines Magiers gleichzeitig mit dem Panzerkleid und den Waffen in die Grotte gebannt hat.“

Der Prinz war außer sich vor Staunen aufgesprungen, während die Eule mit ihren großen Augen blinzelte und die gefederten Hörner spitzend fortfuhr:

„Vor vielen Jahren begleitete ich hie und da meinen Vater auf den Rundreisen durch seine Besitzungen und kam dabei auch in die erwähnte Höhle. Mehrmals übernachteten wir dort mit ansässigen Vettern und Basen, so dass ich also bald das Geheimnis kannte, von dem bei Tisch öfters gesprochen wurde. Als ich noch eine ganz kleine Eule war erzählte mir auch einmal mein Großvater, dass diese Rüstung und das gewappnete Pferd einem maurischen Zauberer gehörten, der nach der Einnahme von Toledo durch die Christen in dieser Höhle Zuflucht suchte, hier starb und Ross und Waffen unter einem geheimnisvollen Bann zurückgelassen habe. Allein ein Maure, sagte mir mein Ahnherr weiter, könne den Zauber brechen, und das nur von Sonnenaufgang bis zum Mittag; jeder aber, der sich in dieser Zeit der Rüstung bediene, werde seine Gegner besiegen, wer immer sie auch seien.“

„Genug, gehen wir zur Höhle!“ rief Ahmed aus.

Von seinem sagenkundigen Begleiter geführt, stand der Prinz bald vor der Höhle, wo einstens der maurische Magier seine letzte Zufluchtsstätte gefunden hatte. Sie lag in einer der wildesten Bergschluchten hinter Toledo, und den Höhleneingang konnte nur das scharfe Auge einer Eule oder der Späherblick eines Archäologen entdecken. Eine sich nie verzehrende Ölfunzel verbreitete im Innern der Grotte ein feierliches Dämmerlicht, und das Auge Ahmeds musste sich erst an die Dunkelheit gewöhnen, ehe er die sich darin befindlichen Gegenstände unterscheiden konnte. Auf einem eisernen Tisch in der Mitte der Höhle sah er die erwähnte Zauberrüstung, daneben lehnte eine Lanze und etwas im Hintergrund stand unbeweglich ein kampfmäßig aufgezäumter Hengst, schon wie ein klassisches Standbild. Die Rüstung, der Harnisch und das Zaumzeug glänzten hell als habe sie ein eifriger Knappe erst vor Stunden aufpoliert. Das Ross schien gerade von der Weide zu kommen, und als ihm der Prinz die Hand streichelnd auf den Kamm legte, da scharrte es mit den Hufen im Boden und

wieherte vor Freude, dass die Wände zitterten. Im Besitz von Ross und Waffen beschloss der granadinische Königssohn, sich im bevorstehenden Turnier im Kampf zu stellen und um die Hand der schönen Aldegunda zu werben.

Der entscheidende Morgen brach endlich an. Die Schranken für den Kampf waren in der *vega* gerade unter den Felsmauern Toledos aufgestellt; rund um den Platz hatte man Bühnen und Galerien errichtet, die reichsten Teppichschmuck zeigten. Kunstvolle Baldachine aus reiner Seide spendeten Schatten und schützten die Zuschauer vor den heißen Strahlen der kastilischen Sonne. Die edelsten und schönsten Damen des Landes waren auf den Tribünen versammelt, besprachen das Tagesereignis und unterhielten sich über die Ritter, die mit Pagen und Knappen stolz den Turnierplatz überquerten; und als die Prinzen erschienen und mit geöffneten Visieren den reichen Damenflor grüßten, da hob ein allgemeines Murmeln an, ein Rätselraten, denn unter diesen Kavalieren musste ja der künftige Ehegemahl Aldegundens sein, der im ritterlichen Wettstreit seine Gegner aus dem Sattel zu werfen hatte. Aber all das schien in den Schatten gerückt, als die Prinzessin selbst erschien und auf der Tribune des Königs, ihres Vaters, Platz nahm. Alles erhob sich ehrerbietigst von den Sitzen, voll Bewunderung schwenkten die jungen Edelmänner ihre Waffen, und Barden stimmten einen minniglichen Lobgesang an; denn wenn auch der Ruf von der Schönheit des Königskindes über die Mauern ihres Jungfernsitzes bis weit in fremde Lande gelangen konnte, so übertraf ihre Lieblichkeit doch alle Erwartungen. Kein Wunder also, dass die ritterlichen Bewerber sich im Sattel zurechtsetzten, jeder seine Lanze fester fasste und die Gegner abwagend zu messen schien.

Die holde Prinzessin machte indessen gar keinen fröhlichen Eindruck. Ihre Wangen wurden bald rot, bald blass, und ihre Augen streiften mit ruhelosem und unbefriedigtem Ausdruck die Reihen stolzer Ritter entlang. Schon sollten die Trompeten den Beginn der Kampfspiele ankündigen, als der Herold die Ankunft eines fremden Ritters meldete, der am Turnier teilnehmen wolle. Ahmed ritt in die Schranken! Allgemeines Staunen! Ein mit

Edelsteinen besetzter Helm saß fest auf seinem Turban; Panzer, Harnisch und Schienen waren mit Gold ausgelegt, Schwert und Dolch stammten aus den Werkstätten in Fez, und an Scheide, Griff und Kork glänzten kostbare Diamanten. Ein runder Schild hing an seiner Schulter, und in der Hand trug er die zauberkräftige Lanze. Die prächtigen Decken, Schabracke und Schabrunke, waren reich gestickt und fegten den Boden, während das stolze Ross sich hoch aufbäumte, durch die Nüstern schnaubte und vor Freude laut wieherte, wieder einmal Waffenglanz zu sehen und einen gepanzerten Ritter in reichem Waffenschmuck mit Krummschwert und Halbmond tragen zu können. Die männliche Haltung Ahmeds fiel allgemein auf, und viele Damen schauten recht huldvoll zu ihm hinunter; und als gar sein Name „Der Liebespilger“ angekündigt wurde, da entstand unter den feurigen Kastilianerinnen eine wahre Verwirrung, denn allzugroß war die weibliche Neugier.

Doch die Schranken blieben unserem Ritter geschlossen, denn, so sagte man ihm, nur Prinzen königlichen Geblüts dürften kämpfen. Er nannte also seinen vollen Namen, Rang und Herkunft. Aber das war noch viel schlimmer, er war Mohammedaner und konnte nicht an einem Turnier teilnehmen, dessen Preis die Hand einer christlichen Prinzessin war.

Die adeligen Bewerber, aus nah und fern, umringten Ahmed mit drohenden Mienen, wobei sich einer von herkulischer Gestalt durch sein unverschämtes Benehmen ganz besonders hervortat. Laut verlachte er den jungen Mauren seines zierlichen Körperbaues wegen und spottete über den gewöhnlichen Beinamen, der, wie er sagte, eines kriegerischen Ritters unwürdig sei. Solche Beleidigungen konnte der Prinz natürlich nicht mehr anhören und voller Zorn forderte er den rüden Nebenbuhler zum Zweikampf heraus. Beide nahmen allsogleich Distanz, legten ein und rannten aufeinander los; voller Wut der Spanier, überlegt und berechnend der Maure. Aber schon bei der ersten Berührung mit der Zauberlanze flog der muskulöse Spötter aus dem Sattel und wälzte sich am Boden. Ahmed hatte jetzt gerne innegehalten und seinem Feind versöhnend die Hand gereicht, aber er hatte nicht mit seinem Araberhengst und

mit der dämonischen Waffe gerechnet die, einmal in Tätigkeit, nicht zu zügeln waren, bis kein Gegner sich mehr blicken ließ. Das wilde Ross stürzte sich ins dichteste Gedränge, und die Lanze warf jeden zu Boden, der sich ihr in den Weg stellte. Der sanfte Prinz ritt wie toll auf dem Kampfplatz herum, schlug alles nieder, und bald lagen Ritter und Bauern, Adelige und Bürger, Knappen und Knechte auf dem Rasen und wussten nicht, wie das zugegangen war, während er voll Kummer über seine unfreiwilligen Heldentaten das höllische Ross zu zügeln trachtete. Der König raste vor Wut über die ihm angetane Schmach und, um seine Gäste und Untertanen zu rächen, ließ er umgehend seine Leibgarde ausrücken, die den Mauren gefangen nehmen und bändigen sollte. Doch in wenigen Sekunden lagen auch die Königsgrenadiere besiegt und geschlagen auf dem Boden. Nun griff der König persönlich ein. Er warf seine Staatsgewänder ab, griff nach Schild und Lanze und ritt gewappnet auf den Turnierplatz, denn er wollte dem Ungläubigen schon zeigen, wie man sich am Hof eines christlichen Fürsten zu benehmen habe. Aber auch Ihrer Majestät erging es nicht besser als den Höflingen und Untertanen; Ross und Lanze achteten weder Rang noch Namen und zu Ahmeds Verdross ging sein Hengst den König scharf an, und ehe er noch richtig überlegen konnte, fiel dieser bereits aus dem Sattel, und die Krone rollte in den Staub.

In diesem Augenblick stand die Sonne auf voller Höhe; der magische Bann verlor seine Kraft, und Rüstung, Ross und Speer mussten in die Höhle zurück, wo sie seit vielen Lustren bereits gestanden hatten. Der Araber durchflog die Bahn, setzte über die Schranken, sprang in den Tajo, durchschwamm dessen wilde Strömung, galoppierte mit dem atemlosen Prinzen, der sich an Kamm und Mahne festhielt, durch die Bergschlucht zur Grotte, stellte sich neben den eisernen Tisch und war wieder unbeweglich wie eine Bildsäule. Herzlich froh stieg Ahmed ab und legte die Rüstung auf ihren Platz und lehnte die Lanze an die Wand. Dann setzte er sich auf den Boden und begann zu grübeln und zu seufzen, denn das Zauberzeug hatte ihn in eine wirklich ganz verzweifelte Lage gebracht. Niemals durfte er sich mehr in Toledo zeigen,

nachdem er dessen Ritterschaft solche Schmach und dem König und Landesherrn solche Beschimpfung zugefügt hatte. Und was sollte erst die Prinzessin von ihm denken, von seinem rohen und draufgängerischen Benehmen? Voll Angst und Furcht schickte er seine beiden gefederten Ratgeber auf Kundschaft aus, um ihm dann Nachricht zu geben, was man in Toledo von dem Vorfall hielte. Der Papagei trieb sich auf allen öffentlichen Plätzen herum, ging in die besuchtesten Lokale Toledos und war bald wieder mit einem ganzen Sack voll Neuigkeiten beim Prinzen in der Höhle: Ganz Toledo war in Bestürzung. Die Prinzessin trug man nach dem Vorfall besinnungslos in den Palast; das Kampfspiel hatte ein jähes und unvorhergesehenes Ende genommen, und alles sprach von dem plötzlichen Erscheinen, den wunderbaren Taten und dem seltsamen Verschwinden des mohammedanischen Ritters. Einige aus dem Volke erklärten ihn für einen maurischen Hexenmeister, andere wieder hielten ihn gar für einen Teufel, der menschliche Gestalt angenommen habe, und die Alten schließlich erzählten auf dem Markt und vor den Kirchen Geschichten von verwunschenen Schätzen und geannten Kriegen, und meinten, dass es einer von diesen sein konnte, der plötzlich aus seiner Höhle hervorgekommen sei, um die ganze spanische Christenheit zu schrecken. Was man auch immer erzählen möchte, alle stimmten darin überein, dass kein Sterblicher derartige Wundertaten vollbringen und solch brave und wackere Streiter aus dem Sattel heben könne, ohne mit dem Teufel selbst oder wenigstens mit einem seiner Anhänger im Bund zu sein.

Die Eule flog des Nachts fort, flatterte durch die in Dunkelheit gehüllte Stadt und ließ sich auf Dächern und Schornsteinen nieder, um so etwas zu erfahren. Sie kam natürlich auch zum königlichen Palast, der auf felsiger Höhe über der Stadt emporragte, und stöberte dort in einsamen Zimmern, auf Zinnen und Terrassen herum, lauschte an jeder Mauerritze und Türspalte und glotzte durch die beleuchteten Fenster der Diensträume und, neugierig wie sie war, auch in Frauengemächer, so dass beim Anblick der großen starren Augen einige der zarten Ehrenjungfern in Ohnmacht fielen. Als der Morgen

dämmerte, rückte sie endlich wieder ein und erzählte dem sehnstüch-
tig wartenden Prinzen alles, was sie gesehen und gehört hatte.

Nach einem ausführlichen Lagebericht fuhr der Uhu also fort:
„Als ich einen der höchsten Türme des Palastes auskundschaftete,
sah ich in einem schön eingerichteten Schlafzimmer die holde
Prinzessin auf einem Ruhebett liegen. Ärzte und Dienerinnen,
Hofdamen und Räte umgaben das Lager; doch das Königskind
wollte von ihren Diensten nichts wissen und bat alle, sie allein zu
lassen und sich endlich zurückzuziehen. Als sie weg waren, sah ich,
wie sie einen Brief aus ihrem Busen zog, ihn las und küsste und laut
zu weinen begann. Ich muss dir ehrlich sagen, oh Prinz, dass solche
Klagen und solch bittere Tränen selbst mich, den ruhigsten aller
Philosophen, zutiefst rührten.“

Ahmed; zärtliches Herz betrübten diese Nachrichten. „Nur zu
wahr waren deine Worte, oh weiser Eben Bonabben,“ rief er laut
aus, „Sorge und Kummer, schlaflose Nächte und heiße Tränen sind
das traurige Los der Liebenden. Allah behüte die Prinzessin vor den
verderblichen Folgen jenes Zustandes, den man Liebe nennt!“

Weitere Nachrichten aus Toledo bestätigten den Bericht der
Eule. Die Stadt war in Aufregung, voll Unruhe und Bestürzung.
Die Prinzessin hatte man in den festesten Turm des Palastes
gebracht, und scharfe Wachen wehrten jedermann den Zugang
zur Kemenate. Krank saß indessen die arme Aldegunda in
ihrem Gemach. Es hatte sich ihrer eine verzehrende Schwermut
bemächtigt, deren Ursache niemand kannte. Trank und Speise
wies sie voll Ekel zurück und horchte auf keines der Trostworte
ihrer Umgebung. Die geschicktesten Ärzte des Landes standen von
einem unlöslichen Rätsel und glaubten -denn irgendetwas mussten
sie dem König ja sagen-, dass eine Hexe ihre Hand im Spiele habe.
Der besorgte Vater ließ daher öffentlich verkünden, wer seine
Tochter heilen würde, könne sich als Lohn den kostbarsten Juwel
aus der königlichen Schatzkammer nehmen.

Als die Eule diese wichtige Nachricht hörte, schlummerte
sie gerade in einem Winkel der Höhle. Sie wurde wach, rollte
geheimnisvoll ihre großen Augen und rief:

„Allah Akbar! Glückliche ist der Mann, dem die Heilung gelingt; aber er muß wissen, was er aus der Schatzkammer dafür fordert!“

„Was meinst du, höchst ehrenwerte Eule?“ fragte kurz Ahmed.

„Höre, oh Prinz, auf das, was ich dir nun erzählen will. Wie du sicherlich schon wissen wirst, bilden wir Eulen einen gelehrten Verband von Forschern, die ihre Aufmerksamkeit ganz besonders den Altertümern und historischen Monumenten zuwenden. Während meines letzten Nachtfluges zu den Türmen und Palästen Toledos stieß ich ganz zufällig in einem Gewölbe des Münzturmes auf eine Akademie von weisen Eulen. Alle waren in Numismatik, Heraldik und Kunstgeschichte spezialisiert, und man besprach mit Klugheit die Schriftarten und Zeichen an mehreren goldenen Kelchen und Reliquien, die hier in der königlichen Schatzkammer aufgehäuft liegen und noch von Roderich, dem Gotenkönig, herkommen sollen. Allgemeines Interesse erregten die mystischen Zeichen auf einem orientalischen Kästchen aus Sandelholz, denn sie waren den meisten Gelehrten unbekannt. Schon mehrere Sitzungen lang behandelten die Akademiker dieses Thema, konnten sich aber trotz der gründlichsten Ausführungen von Fachleuten nicht einig werden, was wohl die kabbalistischen Runen bedeuten möchten. Während meiner Anwesenheit erklärte nun eine alte Eule, sie war eigens zu diesem Zweck aus Ägypten eingeladen worden, dass, im Einklang mit der Inschrift auf dem Kästchen, dieses den seidenen Thronteppich Salomons des Weisen enthält, der ohne Zweifel nach der Zerstörung von Jerusalem von Juden nach Toledo gebracht worden war und aus unerklärlichen Gründen hier in einem Winkel der Schatzkammer vergessen liege.“

Als die Eule ihren wissenschaftlichen Vortrag beendet hatte, blickte der Prinz eine Zeitlang sinnend vor sich hin und sagte dann in Gedanken versunken wie zu sich selbst:

„Eben Bonabben erzählte mir von den wunderbaren Eigenschaften dieses außerordentlichen Teppichs. Er war bei der Eroberung Jerusalems durch die Römer verschwunden, und man glaubte, dass dieses zauberkräftige Kunstwerk für die Menschheit verloren sei. Ohne Zweifel wissen die Christen Toledos nicht, welches Wunder-

stück sie ihr Eigen nennen. Wenn ich in den Besitz dieses Teppichs gelangen kann, dann allerdings wäre mein Glück gesichert.“

Am nächsten Morgen legte Ahmed seine reichen Gewänder ab und kleidete sich in die einfache Tracht eines armen Wüstenarabers. Das Gesicht färbte er sich dunkelbraun, so dass niemand in ihm den schmucken Ritter vom Turnier erkannt hätte, der dort solche Bewunderung und auch solchen Ärger und Verdruss verursacht hatte. Einen Wanderstab in der Hand, den Reiseranzen an der Seite und im Sack eine kleine Hirtenpfeife schritt er rasch auf Toledo zu. Anstandslos ließ man ihn durchs Tor und er gelangte bald an die Pforte des Palastes. Dort meldete er sich beim Dienst habenden Wachbeamten und sagte, dass er die Prinzessin heilen könne und die versprochene Belohnung erwarte. Ritter und Gardisten wiesen ihn aber zurück und wollten den armen Bewerber verprügeln. „Was kann wohl ein herumstrolchender Araber helfen, wo einheimische Kapazitäten und Größen bis heute nichts ausgerichtet haben?“ schrien sie derartig, dass der König sie hörte und befahl, den Araber kommen zu lassen.

„Mächtigster König,“ sagte höflich Ahmed, „du hast einen armen Beduinen vor dir, der den größten Teil seines Lebens in den Einöden der Wüste verbrachte. Wie du wissen wirst, sind diese Stätten der Sammelplatz von bösen Geistern und Dämonen; auf einsamen Wachen bestricken sie uns Hirten, fahren dann zwischen die Herden, zerstreuen die flüchtigen Tiere und bringen manchmal selbst das geduldigste Kamel bis zur Tollwut. Musik ist das einzige Gegenmittel, das die Dämonen bannt. Von den Vätern her haben wir alte Weisen, die wir singen oder auf der Flöte blasen, wenn es Not tut, um die Teufel der Wüste auszutreiben und fernzuhalten. Ich gehöre einem alten Beduinenstamm an und kenne solche Melodien; wenn also deine Tochter unter dem Einfluss eines bösen Geistes steht oder gar behext wurde, dann, meinen Kopf verpfände ich dafür, kann das holde Kind gesund werden.“

Der König, -wie alle Könige ein Mann von großem Verstand- hatte bereits von solchen Wundermelodien gehört und wusste auch, dass nur ganz bestimmte Wüstenbeduinen sie beherrschten. Rasch

fasste er Hoffnung, denn überzeugend hatte Ahmed gesprochen, und glücklich führte er ihn in den Palast und zum hohen Turm, wo hinter verschlossenen Türen im obersten Stockwerk die Prinzessin weilte und weinte. Die Fenster des Wohngemaches Aldegundens gingen auf einen Gang hinaus, von wo man einen herrlichen Rundblick auf Toledo und die umliegenden Berge hatte. Jetzt waren Fenster und Balkontüren verhängt, denn das liebeskranke Kind konnte kein grelles Licht vertragen, zu groß war ihr Kummer, zu tief saß der Schmerz.

Auf dem Gang vor der Kemenate hieß man den Prinzen sich setzen und seine Kunst zu versuchen. Er zog auch gleich seine Hirtenflöte hervor und blies darauf einige wilde und feurige Araberweisen; auf dem Generalife zu Granada hatte ihn solche Stücke sein Leibdiener gelehrt, wenn er, des Lernens müde, Bücher und Papyrusrollen in eine Ecke warf. Nerven aufpeitschend und scharf hallten die Flötentöne durch die Fenster in das Schlafgemach der Prinzessin; doch diese blieb teilnahmslos und reagierte nicht darauf. Spottisch lächelnd schauten die gelehrten Doktoren auf den armen Araberjungen, der das zuwege bringen wollte, was sie, die Weisen des Landes, nicht konnten. Endlich legte Ahmed das Instrument weg und sang nach Art der Barden einige einfache Verse voll Minne und Zartheit. Es war der Brief, den er einstens an die unbekannte Geliebte geschrieben hatte und dessen Oberbringer der arme Tauber war.

Aldegunda erkannte sofort den Inhalt des Liedes und eine jähe Freude durchzuckte ihr kleines Herz. Sie hob den Kopf und lauschte gespannt auf Worte und Melodie; dann stürzten Tränen der Freude aus ihren Augen und netzten die bleichen Wangen, die sich schon leicht sanft röteten. Ihr Busen hob und senkte sich im Aufruhr der Gefühle, und nur allzu gern hätte sie den Sänger gesehen. Doch Anstand und jungfräuliche Scham verschlossen ihr den Mund. Der König las aber diesen Wunsch aus den Mienen seines geliebten Kindes und befahl, Ahmed ins Zimmer zu führen. Wunderbar benahmen sich die Liebenden; sie schauten sich nur in die Augen und beide wussten gleich, wie sie sich verhalten mußten, dass niemand Verdacht

schöpfe und erriete, was sie dachten. Die Musik hatte gesiegt und einen vollkommenen Triumph errungen! Pfirsichroter Schimmer überzog die zarten Züge der Prinzessin; frisch leuchteten ihre Lippen und schmach tenden Auges blickte sie versonnen und glücklich vor sich hin, einen seidenen Überwurf von den Schultern streifend, denn heiß rollte das Blut wieder durch ihre Adern.

Alle anwesenden Ärzte schauten einander erstaunt an und wussten nicht, was sie denken und sagen sollten. Voll Bewunderung und Scheu betrachtete der König den arabischen Sänger und sagte: „Wunderbarer Jüngling! Du sollst hinfort mein Leibarzt sein, und kein Mittel will ich künftig nehmen, das du mir nicht verschrieben hast; und deine Musik soll allen helfen, wie sie meinem Kind geholfen hat. Sage, welche Belohnung willst du haben? Das kostbarste Kleinod meiner Schatzkammer sei dein!“

„Oh König,“ erwiderte Ahmed, „ich frage nicht nach Gold, Silber oder Edelsteinen, denn die Schätze dieser Welt sind für mich ohne Wert. Aber du hast in deiner Schatzkammer eine Reliquie aus der Zeit der Mauren, als diese noch in Toledo saßen; es ist ein Kästchen aus Sandelholz und drinnen ist ein alter seidener Teppich. Gib mir dieses Kästchen mit dem Teppich, und ich bin zufrieden.“

Die Anwesenden waren von der großen Bescheidenheit des Beduinenjünglings überrascht, und ihr Erstaunen wuchs noch, als sie das Kästchen und den Teppich sahen. Einfach war die Schatulle und einfach der Teppich. Es handelte sich um ein grünseidenes Tuch, ohne besonderen Schmuck, das hebräische und chaldäische Schriftzeichen zeigte. Augenzwinkernd sahen sich die Hofärzte an und lächelten, denn zu groß war die an Dummheit grenzende Selbstlosigkeit ihres neuen Kollegen, der anscheinend nicht wusste, was er wollte.

Der Prinz schien nichts von all dem zu bemerken und sagte ernst: „Dieser Teppich bedeckte einstens den Thron Salomons des Weisen; er ist es wert, dass man ihn zu Füßen des schönsten und holdsten Wesens lege.“

Mit diesen Worten breitete er ihn auf dem Balkon vor dem Diwan der Prinzessin aus, setzte sich darauf und sagte jedes Wort betonend:

„Gott ist groß, sein Wille geschehe! Was im Buch des Schicksals geschrieben steht, muss sich erfüllen und niemand kann es verhindern. Seht, die Prophezeiung der Astrologen erfüllt sich! Wisse, oh König, Aldegunda und ich wollen ein Paar sein, denn wir lieben uns im geheimen schon seit langer Zeit. Schau mich an, ich bin der Liebespilger!“

Kaum hatte Ahmed diese Worte gesprochen, als sich langsam der Teppich in die Luft erhob und die beiden Liebenden davontrug. Der König, die Ärzte und Hofleute starrten ihnen nach, Mund und Augen weit aufgerissen, bis nur mehr ein kleiner Punkt zu sehen war, der auch bald am fernen Horizont verschwand.

Der König tobte natürlich vor Wut und ließ den Schatzmeister kommen. „Wie kommt es,“ schrie er diesen an, „dass du einem Ungläubigen einen solchen Talisman auslieferst?“

„Es ist ein Jammer, Majestät! Wir kannten die Wunderkraft des Teppichs nicht; niemand entzifferte uns die Inschrift auf dem Kästchen! Wenn es sich in der Tat um den Überwurf von Salomons Thron handelt, was ich nach der gegenwärtigen Sachlage annehme, dann können dessen Besitzer auf ihm durch die Lüfte fliegen, denn das ist seine magische Kraft.“

Der König ließ Alarm schlagen und sammelte ein gewaltiges Heer, an dessen Spitze er gegen Granada zog, um die Flüchtlinge zu verfolgen und die ihm angetane Beleidigung zu rächen. Lang war der Marsch und beschwerlich der Weg, aber endlich kam die Christenschar doch ans Ziel und sie schlugen in der *vega* ihr Lager auf. Am nächsten Morgen schon sandte der König Herolde in die Stadt, um die Rückgabe seiner Tochter zu fordern. Der Maurenkönig ritt ihnen mit seinem ganzen Hofstaat entgegen, und zu ihrer Bestürzung erkannten sie in ihm den Sänger aus der Wüste Arabiens, der die Prinzessin erst heilte und dann entführte. Ahmed hatte nämlich unterdessen nach dem Tod seines Vaters den Thron Granadas bestiegen und die schöne Aldegunda als Gemahlin heimgeführt.

Als der König von Toledo sah, dass seine Tochter ihren christlichen Glauben beibehalten durfte, war er bald besänftigt und

gab nachträglich zur stattgehabten Hochzeit seinen Segen; nicht dass er gerade besonders fromm gewesen wäre, aber bei Fürsten und ähnlichen Potentaten ist ja bekanntlich die Religion eine Ehrensache und Mittel zur leichteren Handhabung des untertänigen Volkes. In Granada gab es nun anstatt der vorgesehenen blutigen Schlachten eine Reihe von Festen und Feiern, nach deren Ablauf der König und die Seinen recht vergnügt nach Toledo zurückkehrten, während das junge Paar glücklich weiterlebte und von der Alhambra aus weise ihr Reich beherrschten.

Es wäre noch hinzuzufügen, dass die Eule und der Papagei dem Prinzen in kurzen Tagesreisen einzeln nach Granada gefolgt waren. Erstere reiste bei Nacht, besuchte Vettern und Basen und frischte so alte Freundschaften auf. Der Papagei wieder erschien nur in feinen Kreisen, so beim Landadel, wo er ganz besonders bei Damen großes Glück hatte.

Ahmed belohnte dankbar die Dienste, die sie ihm auf seiner Pilgerfahrt geleistet hatten. Die Eule machte er zu seinem Staatskanzler und den Papagei zum Haus- und Hofmarschall. Es ist wohl nicht notwendig besonders hervorzuheben dass kein Land je weiser regiert und kein Hofstaat je prunkvoller geführt wurde, als der zu Granada zur Zeit Ahmeds und Aldegundens.

DES MAUREN VERMÄCHTNIS

INNERHALB der Alhambra, gerade vor dem Königspalast, befindet sich eine weite, offene Esplanade, die der Zisternenplatz oder *la Plaza de los Aljibes*⁴² heißt, so genannt nach den vielen noch aus der Maurenzeit stammenden Wassergruben, wo sich das köstliche Nass sammelt. In einer Ecke dieses Platzes ist ein Brunnenschacht tief in den nackten Fels gehauen, dessen Wasser so kalt wie Eis und so klar wie Kristall ist. Die noch von den Mauren ausgehobenen Brunnen sind hoch geschätzt, denn wohlbekannt ist überall die große Mühe, die sie sich gaben, um zu den reinsten und köstlichsten Quellen vorzustoßen. Der *pozo*⁴³, von dem wir jetzt reden wollen, ist in ganz Granada berühmt, und früh am Morgen schon, mittags und abends und bis spät in die Nacht sieht man Wasserträger den Berg hinauf- und herabziehen, mit Tonkrügen beladen die einen, und duldsame Tragesel treibend die andern, die das süße Wasser von der Alhambra in die Stadt ufern und dort an Kenner verkaufen. Es ist ein einträgliches Geschäft, denn meistens übertrifft der Wasserpreis den des Weines, der bestimmt auch von einer nicht zu verachtenden Güte ist. Reges Leben herrscht also immer auf dem Wege zur *Asabica*.

Seit biblischen Zeiten her sind Brunnen und Quellen in den südlichen Landstrichen die bevorzugten Treffpunkte und Plauderplätze, an denen man seine Geschäfte machen und auch

⁴² Platz der Zisternen

⁴³ Brunnen

Neuigkeiten erfahren kann. So geht's auch bei den *Aljibes* auf der Alhambra rege zu. Da lungern die dienstfreien Veteranen der Festungsbesatzung herum; schwatzende Mädchen und keifende Weiber sitzen auf Steinbänken, Faulenzer auf der Brüstung des *pozos*. Unter einem Sonnendach, das über den Brunnen gespannt ist, waltet gravitatisch der Wassermeister seines Amtes und treibt unbarmherzig die vorgeschriebene Maut ein. Neben ihm hocken Unteroffiziere des Wachtkorps, wie auch fremde Besucher der alten Maurenburg. Faulenzend besprechen sie die Vorfälle, die ihre kleine Welt dort oben bewegten, lassen sich von jedem Wasserträger von der Stadt unten berichten und stellen dann gemeinsam mit den anderen Nichtstuern lange Betrachtungen an, wie es war und wie es hätte sein können und sollen. Den ganzen lieben Tag stehen müßige Mägde und zankende Ehefrauen herum, hören sich die endlosesten Geschichten an und vergessen, wozu eigentlich die Krüge dienten, die sie in die Hüften stemmten oder auf dem Köpfe trugen. So war's früher, und so ist's heute noch; so ist's hier und auch anderswo, wenn auch unter andern Breiten und unter anderen Umständen,

Unter den Wasserträgern, die einst zu diesem Brunnen hinaufzogen, war auch ein stämmiger, säbelbeiniger kleiner Bursche, mit Namen Pedro Gil, den aber alle der Kürze wegen nur Perejil riefen. Als Wasserträger konnte er nur ein *Gallego* sein, einer jener starken und breitschultrigen Bewohner Galiziens, die vom Norden Spaniens kommend sich im Süden sesshaft machen, da ihnen ihre Bergheimat im alten iberischen Suevenreich nicht das tägliche Brot geben konnte. Wie bei den Tieren, so scheinen auch bestimmte Menschenrassen von Natur aus zu ganz bestimmten Arbeiten besonders geeignet zu sein. In Frankreich sind die Schuhputzer immer Savoyarden, die Pförtner und Portiers durchwegs Schweizer, und in den Tagen der Krinolinen und der gepuderten Perücken konnte in England niemand besser eine Sanfte richtig tragen als die langbeinigen Irländer, die gewohnt waren durch Sümpfe zu waten und so den notwendigen Balancierschritt einhalten konnten. In Spanien sind nun alle Wasserträger, Packer und sonstigen Lastträger

fast ausnahmslos aus Galizien, und niemand sagt: „Hole mir einen Träger,“ man hört nur: „Ruft mir einen *Gallego*.“

Um nun wieder von den vorstehenden Abschweifungen auf Perejil den Gallego zurückzukommen, soll gesagt sein, dass er sein Geschäft einmal ganz klein angefangen hatte; nur einen einzigen Krug hieß er sein eigen, den er auf seinen breiten Schultern durch die Straßen Granadas trug. Aber nach und nach stieg er auf und legte sich einen Gehilfen zu, nämlich einen kräftigen, zotthaarigen Esel, der ihm das schwere Trägerhandwerk abnehmen musste. Zu diesem Zweck hing er seinem langohrigen Freund einen Tragsattel aus Binsengeflecht über den Rücken, derart, dass in den Körben auf jeder Seite die Wasserkrüge sicher verstaут waren. Bevor er den Weg von der Alhambra herunter in die Stadt nahm, deckte der geschäftstüchtige Perejil die vollen Krüge mit Feigenblättern schön zu, um so seine Ware vor der Sonne zu schützen. Es ab keinen eifrigeren und fröhlicheren Wasserträger in ganz Granada als diesen Pedro Gil. Gerne lauschten jung und alt, Männer und Frauen, *mozos* und *majas* seiner guten Stimme, wenn er hinter seinem Esel her schreitend in Varianten den im sommerlichen Spanien so bekannten Spruch sang: „*Quién quiere agua, agua más fría que la nieve? Quién quiere agua del pozo de la Alhambra, fría como el hielo y clara como el cristal?*“ „Wer will Wasser, Wasser kälter als der Schnee? Wer will Wasser aus dem Brunnen der Alhambra, kalt wie Eis und klar wie Kristall?“ Wenn er einem seiner Kunden das Glas mit dem perlenden Nass reichte, dann sagte er immer ein freundliches Wort dazu, das zum Lächeln zwang; und war es eine hübsche Dame mit Feueraugen und schwarzem Haar, oder ein junges Mädchen, schmuck und fesch und mit Grübchen in den Wangen, dann tat er sogar einen lustigen und verschmitzten Seitenblick, sagte ein witziges Wort dazu, das die Schönheit der Kundin unterstrich, und der klingende Lohn blieb nie aus. Ganz Granada kannte Perejil als einen der höflichsten und auch als einen der glücklichsten Menschen, die sich in diesem Städtchen tummelten. Aber es ist nicht alles Gold, was glänzt, und es hat nicht immer der das

leichteste Herz, der am lautesten singt und am meisten scherzt. Bei all diesem lustigen Aussehen und fröhlichen Benehmen hatte der ehrliche Perejil seine Sorgen und seinen Kummer. Er war verheiratet, hatte einen Haufen zerlumpter Kinder zu ernähren, die, hungrig und lärmend wie die jungen Schwalben im Nest, schreiend nach Brot verlangten, wenn er abends müde in sein ungemütliches Heim kam. Sein Ehegespons war ihm in diesem harten Kampf ums Dasein alles andere als eine Gehilfin. Sie war vor ihrer Verheiratung eine bekannte Dorfschönheit gewesen, und man kannte sie im Umkreis als beste *Bolero*-Tänzerin, die mit großem Geschick auch die Kastagnetten spielen konnte. Diesen Neigungen fronte sie noch immer und gab für Putz und Tand Geld aus, das sie wirklich besser hätte verwenden können; und sie vergeudete nicht nur den mühsam erworbenen Erwerb des ehrlichen Perejil sondern nahm sogar den Esel in Beschlag, wenn sie sonntags oder an einem der unzähligen Feiertage, in Spanien sind es viele, aufs Land ging und dort bei irgendeiner Gevatterin einen Besuch abstattete. Sie war faul und schlampig, auch eine Klatschbase erster und schlimmster Sorte, die ihr Haus, ihre Kinder und alles vernachlässigte, nur um in der Nachbarschaft bei gleich tratschenden Weibern herumzulungern.

Jedoch der, der dem geschorenen Lamm den Wind zumisst, passt auch das Ehestandsjoch dem demütig gebeugten Nacken an! Perejil trug so all die schweren Lasten von Weib und Kindern mit ebenso ruhigem Sinn wie sein Esel die Wasserkrüge; und wenn er manchmal für sich allein mit den Ohren wackelte und sich im geheimen irgend etwas dachte oder zu tun vornahm, so wagte er es dann doch niemals, Ordnung zu schaffen und die Haushaltungstugenden seines nachlässigen Weibes in Zweifel zu ziehen.

Auch liebte er seine Kinder, gleich einer Eule, die ihre Brut nicht verlässt, und er sah in dieser seiner Nachkommenschaft eine vervielfältigte Neuauflage seiner selbst. Alle waren reinrassige Gallegos; klein, stämmig, breitschultrig und selbst die Mädels hatten krumme Beine. Und seine größte Freude hatte der gute

Vater Perejil dann, wenn er manchmal mit einigen *maravedies*⁴⁴ in der Tasche Feiertag machen konnte. Mit dieser ganzen schreienden Brut zog er hinaus aufs Land und sprang singend und lachend mit den Kindern durch die Obstgärten der *vega*, während seine bessere Ekehälfte mit ihren Basen und Sonntagsfreundinnen in den *angosturas*⁴⁵ des Darro tanzte.

Es war spät an einem Sonntagsabend, und die meisten der *aguadores*⁴⁶ hatten bereits ihr mühsames Tagewerk beendet und sich aus den Straßen entfernt. Der Tag war ungewöhnlich schwül gewesen; doch ihm folgte eine jener herrlichen Mondnächte, wie man sie nur in den südlichen Ländern kennt, wo sich dann bis Mitternacht alt und jung, groß und klein in Gärten, auf Promenaden und an Flussufern herumtreibt und die sich langsam erfrischende Luft genießt. Trotz der etwas späten Stunde waren daher immer noch genug Leute auf der Straße, die Wasser verlangten. Das wusste Perejil, der gutmütige Vater der großen Kinderschar, und sich selbst aufmunternd sagte er: „jetzt noch ein Gang zum Brunnen und dann ist auch für morgen schon das Essen da.“ Mit diesen Worten machte er kehrt und trabte munter den steilen Weg zur Alhambra hinauf; dazu sang er eine *copla* und gab von Zeit zu Zeit dem Esel mit einem Prügel einen Stoß in die Rippen, um ihn anzutreiben und gleichzeitig auch die Verse des Liedes taktmäßig zu unterstreichen. Was die Schläge als solche anbelangt, muss man wissen, dass diese in Spanien ganz allgemein als Futterersatz gelten, und Eseln wie auch Maultieren statt des Hafers verabreicht werden.

Als Perejil wieder zum Brunnen hinaufkam, hatten ihn bereits alle Faulpelze verlassen, und leer und einsam stand er da. Nur ein einzelner Fremdling in Maurentracht saß auf einer der Steinbänke im hellen Mondlicht. Treiber und Esel hielten an und betrachteten den Araber mit Überraschung, die nicht ganz frei von Furcht war.

⁴⁴ alte span. Kupfermünze

⁴⁵ verengte Windungen

⁴⁶ Wasserträger

Auf ein mattes und müdes Zeichen mit den Händen hin, näherte sich Perejil dem Fremden, der zu ihm sagte: „Ich bin schwach und krank. Bringe mich in die Stadt zurück, und ich will dir das Doppelte von dem bezahlen, was du mit deinen Wasserkrügen verdienen könntest.“

Die Bitte des Fremden rührte das gute Herz des biedereren Wasserträgers, der ihm voll Mitleid antwortete: „Davor schütze mich Gott! Nie werde ich für eine so alltägliche Dienstleistung der Menschlichkeit einen Lohn fordern.“ So half er denn dem Mauren auf den Esel und schritt langsam und vorsichtig den Weg nach Granada hinunter. Der Maure war derart schwach und krank, dass Perejil ihn im Tragsattel auf dem Tier festhalten musste, denn sonst wäre er ihm auf den Boden gefallen.

Als sie in die Stadt kamen, fragte der Wasserträger, wohin er ihn bringen solle. „Ach,“ sagte der Maure schwach, „ich habe weder Haus noch Wohnung; ich bin hier ganz fremd und kenne niemanden. Erlaube mir, dass ich nur diese Nacht bei dir zubringe, wofür ich dich reichlichst belohnen will.“

So kam also der gutherzige Perejil ganz unerwartet und ohne sein Zutun zu einem Gast aus Arabien. Wenn ihm auch der Ungläubige gerade keine besondere Freude machte, und das bescheidene Heim kaum die eigene Familie fassen konnte, gebot ihm doch seine Menschenfreundlichkeit, den Mauren mitzunehmen und ihn nicht auf der Straße seinem Schicksal zu überlassen. Langsam trabten sie auf des Gallegos Hütte zu, aus der schreiend und grölend die Kinderschar stürzte, als sie das Getrippel des Esels hörte. Doch diesmal konnten die kleinen und kleinsten Perejils nicht spielend und lachend ihren Vater umringen, um seine Taschen nach Atzung zu durchstöbern! Als sie den Fremden im Turban gewährten, rissen sie vor Schreck die Mäuler auf, liefen ins Haus zurück und versteckten sich hinter ihrer Mutter. Diese kam nun unerschrocken vor die Tür, gleich einer Bruthenne, die ihre Küken verteidigt, wenn ein herumstreifender Hund ihnen nahe kommt. Als auch sie des Muselmanns gewahr wurde, funkelten zornig ihre Augen, und vorwurfsvoll rief sie ihrem Manne zu:

„Was? Einen Ungläubigen bringst du uns mitten in der Nacht nach Haus? Mann, bedenke, damit wirst du mit der heiligen Inquisition übers Kreuz kommen, und wir werden großen Verdruß haben. Du weißt ja, wie diese Herren denken!“

„Sei still, Frau,“ sagte der Gallego, „es ist ein armer, kranker Fremdling, ohne Freunde und Unterkommen! Willst du ihn hinauswerfen, dass er dann auf der Straße wie ein Hund sterbe?“

Gerne hatte sich das Weib noch gesträubt und keifend weiter geschrien, denn trotz der Armut hielt sie etwas auf den sauberen Ruf ihrer Hütte; aber der sonst so gutmütige Wasserträger war diesmal hartnäckig und wollte sich keineswegs dem Joch beugen. Er half dem alten Moslem vom Esel, führte ihn ins Haus und breitete eine Matte auf dem Boden aus, dort wo der Raum am kühlgsten war, legte ein Schaffell darüber und lud den Gast ein, auf diesem Lager auszuruhen. Es gab nichts anderes als solche Betten; bessere Einrichtungsgegenstände erlaubte die große Armut dem Ehepaar nicht.

Nach kurzer Zeit schon wurde der Maure von heftigen Krämpfen befallen, die aller hilfreichen Geschicklichkeit des einfachen Wasserträgers spotteten und seinen Anstrengungen trotzten. Dankbar blickten die Augen des armen Kranken zum freundlichen Samariter auf, und in einem schmerzfreien Augenblick zog er ihn zu sich aufs Lager herunter und sagte mit schwacher Stimme: „Ich fürchte, mein Ende ist nahe. Wenn ich sterbe, so vermache ich dir für deine Barmherzigkeit und Güte als Belohnung diese Schatulle!“ Bei diesen Worten öffnete er seinen *alborno*, das maurische Überkleid, und zeigte dem staunenden Freund eine Büchse aus Sandelholz, die er am Körper befestigt trug. „Gott gebe,“ erwiderte der gute *Gallego* „dass Ihr noch viele Jahre leben könnt und Euch eures Schatzes erfreuen möget, welcher Art auch immer er sei.“ Traurig schüttelte aber der alte Maure sein Haupt, berührte mit beiden Händen die kleine Büchse auf seiner Brust und bewegte dabei die bleichen Lippen. Doch keinen Laut brachte er hervor; die Krämpfe wiederholten sich mit erhöhter Gewalt und nach kurzen Minuten gab der Unbekannte seinen Geist auf.

Die Frau des Wasserträgers war nun wie von Sinnen. Voll Zorn und Sorge schrie sie ihren Mann an und sagte, mit den Händen wild herumfuchtelnd: „Das haben wir von deiner dummen Gutmütigkeit! Immer mischst du dich in Dinge ein, die dich nichts angehen; immer willst du anderen helfen, ohne dass du dabei dir selber helfen könntest! Was soll jetzt aus uns werden, wenn man eines Tages den Leichnam hier findet? Sicherlich steckt man mich und dich als Mörder ins Gefängnis, und sollten wir mit dem Leben davonkommen, dann richten uns ganz bestimmt die Advokaten, Richter, Notare und ihre Diener, die *alguaciles*, zu Grunde. Oh! Welch Unglück!“

Auch der arme Perejil hatte Angst, und fast bereute er es schon, ein gutes Werk getan zu haben. Da kam ihm endlich ein guter Gedanke, und nahe an sein weinendes Weib herantretend sagte er mit unterdrückter Stimme: „Es ist noch nicht Tag, und ich kann die Leiche leicht aus der Stadt bringen und im Ufersand des Genil verscharren. Niemand sah den Mauren in unser Haus kommen und niemand soll etwas von seinem Tode wissen.“

Gesagt! Getan! Seine Frau hielt endlich doch ihren Mund und half ihm. Gemeinsam wickelten sie den Leichnam des Mauren in die Binsenmatte, auf der er gestorben war, legten diesen verschnürten Pack quer über des Esels Rücken und eilten den Weg zum Fluss hinunter. Zum Unglück aber wohnte dem Wasserträger gegenüber ein Barbier, *Pedrillo Pedrugo* war sein Name, der wohl einer der neugierigsten, schwatzhaftesten und böswilligsten Rasierer war, und die sich im Allgemeinen bestimmt nicht durch Schweigsamkeit und Stille auszeichnen. Es war ein Kerl mit dem Gesicht einer Spitzmaus, spinnbeinig und repulsiv, dabei aber listig, einschmeichelnd und aalglatt. Jeder Klatsch Granadas war ihm geläufig; er wusste die heikelsten Familiengeschichten aus der Umgebung, und selbst sein großer Meister, der berühmte Barbier von Sevilla, konnte ihn in allumfassender Kenntnis fremder Angelegenheiten nicht übertreffen. Nichts von dem, was man ihm erzählte, oder was er hörte und sah, behielt er für sich zurück; einem Sieb glich er, durch dessen Löcher alles durchlief. Man erzählte sich

von diesem ehrenwerten Mitglied der Haarschneiderzunft, dass er immer nur mit einem Auge schliefe und sich nachts nur ein Ohr bedeckte, damit er auch im Schläfe alles hören und sehen könne, was um ihn herum vorginge. Sei dem wie immer, sicher ist, dass er der Lasterchronist aller Vorfälle Granadas war, und dass sich bei ihm die Klatschmäuler beiderlei Geschlechtes ihre Informationen einholten, was dazu führte, dass er viel mehr Kunden hatte als die übrigen ehrenwerten Berufsgenossen.

Dieser sich in alles einmischende Bartputzer hörte den Perejil in der Nacht zu einer ungewohnten Stunde nach Hause kommen und vernahm dann auch das Schreien der Kinder und das Keifen des Eheweibes. Sofort schaute er durch das kleine Fenster, das ihm als Luginsland diente, und sah, wie sein Nachbar einem Mann in maurischem Kleid in seine Wohnung half. Dieses außerordentliche Ereignis ließ, klar ist's, den *Pedrillo* in jener Nacht keinen Augenblick schlafen. Alle fünf Minuten war er an seinem Guckloch und beobachtete das Licht der Ölfunzel, das durch die Türspalten seines Nachbarn flimmerte, bis endlich kurz vor Tagesanbruch der Höhepunkt der Geschichte kam, und er sah -ihm verschlug es fast den Atem- wie Perejil und sein Esel mit der ungewöhnlichen Ladung forteilten.

Unter solchen Umständen blieb natürlich der Barbier nicht daheim! Das ist erklärlich und verständlich! Allsogleich schlupfte er in seine Kleider, schlich dem Wasserträger vorsichtig nach, bis er sah, dass dieser im sandigen Ufer des Genil ein Loch grub und einen Binsenbund hineinlegte, der ganz wie ein menschlicher Körper aussah.

Der Barbier lief nach Hause und wurstelte ruhelos und aufgeregt in seinem Laden herum, bis endlich doch die Sonne aufging und der Tag kam. Jetzt nahm er eiligst eine Schüssel unter den Arm und stürmte wie der Wind zum Haus vom *alcalde*⁴⁷, der zu seinen täglichen Kunden zählte.

⁴⁷ Bürgermeister

Der *alcalde* war gerade aufgestanden und demnach, was bei dergleichen Autoritätspersonen überall vorkommen soll, sehr schlechter Laune. Pedrillo Pedrugo setzte den Stadtvater in einen Stuhl, band ihm eine Serviette um den Hals, hielt ihm sodann die Schüssel mit heißem Wasser unter das Kinn und fing an, ihm den Bart mit den Fingern weich zu machen.

Sogleich begann der Barbier und Nachrichtenmann zu reden: „Seltsame Geschichten,“ sagte er mit heiserer Stimme, „ja, wirklich sehr merkwürdige Vorfälle! Raub, Mord, Begräbnis und das alles in einer einzigen Nacht!“

„Wie! Was sagst du da!“ schrie ihn der *alcalde* sofort an.

„Ich sage,“ versetzte der Barbier, und rieb dem Würdenträger dabei ein Stück Seife über die Nase und den Mund, denn Pedrillo, gleich allen spanischen Barbieren, verschmähte den Gebrauch eines Pinsels, „ich sage, dass Perejil der Gallego in dieser stockfinsternen Nacht einen *moro* beraubt, ermordet und dann wie einen toten Hund verscharrt hat. *Maldita sea la noche!* Verflucht sei die Nacht dafür.“

„Aber wie habt ihr das alles erfahren?“ fragte der Bürgermeister.

„Nur Geduld, *señor!* Alles sollt Ihr erfahren,“ versetzte Pedrillo, fasste die höchste Amtsperson im Orte bei der Nase, hielt sich dort fest und handhabte mit außerordentlicher Geläufigkeit sein Rasiermesser. Er erzählte dann alles, was er gesehen hatte; und während er des *alcalden* Wangen glättete, dessen Kinn wusch und ihn mit einer schmutzigen Serviette abtrocknete, ließ er den Moslem berauben, ermorden und im Ufersand des Genil begraben.

Nun war aber dieser *alcalde* einer der hochmütigsten, schlechtesten und zugleich geldgierigsten Geizhalse Granadas, ein echter Filz im vollsten Sinne des Wortes. Doch konnte man ihm nicht absprechen, dass er einen sehr hohen Wert auf die Gerechtigkeit legte, denn er verkaufte sie nach ihrem jeweiligen Gewicht in und für gediegenes Gold und Schmuckstücke. Er vermutete sogleich hinter dem fraglichen Fall, den ihm der Barbier berichtet hatte, einen Raubmord oder so etwas ähnliches, wobei er mit Spürsinn

eines Kenners reiche Beute witterte. Als gerechter und staatstreuer Richter dachte er nun angestrengt darüber nach, wie man den vermutlichen reichen Schatz in die von der Vorsehung gewollte Hand des Gesetzes bringen könne. Denn, so sagte er sich als umsichtiger Mann, den Verbrecher allein fangen, das hieße nur den Galgen füttern, aber den Raub erwischen, das könnte den Richter bereichern, und dies war, seiner bescheidenen Ansicht nach, der Endzweck aller Gerechtigkeit. Zu solch herrlichen Schlußfolgerungen gekommen, befahl er umgehend seinen treuesten *alguacil* zu sich, um mit diesem ehrenwerten Vertreter der Exekutivgewalt den Fall näher zu besprechen. Es war ein hagerer, hungrig aussehender Kerl mit einem Halsabschneidergesicht, das solcherart in dieser Berufsgruppe selten zu finden war. Der Sitte seines auserwählten Standes gemäß trug er altspanische Tracht: Einen dunklen seitlich aufgeklappten Schlapphut, feine Halskrausen, eng anliegende schwarze Unterkleider, die seine dürre Gestalt nur noch dünner machten, und dazu einen ihm von den schmalen Schultern flatternden kurzen Mantel, ebenfalls aus schwarzer Seide. In der Rechten trug er das von allen Leuten gefürchtete Zeichen seines Amtes, den langen, weißen Stock, der ihn erst zum gesetzlichen Spürhund altspanischer Rasse machte. Der *alcalde* setzte seinen vertrauten *alguacil* auf die Fährte des unglücklichen Wasserträgers, und so groß war dessen Schnelligkeit und Ortskunde, dass er dem armen Perejil schon auf den Fersen war, ehe dieser in seine Wohnung zurückkehren konnte. Auf der Straße schnappte er ihn und seinen Esel, und führte beide zum *alcalde*, vor den Richterstuhl, wo dieser Amtmann im Namen von Reich und König, unter Anrufung des Allerhöchsten, Recht sprach.

Der ehrenwerte Bürgermeister durchbohrte den Missetäter mit einem seiner furchtbarsten Blicke und brüllte ihn mit einer Stimme an, dass dem armen *Gallego* und dem anwesenden *alguacil* die Knie schlotterten: „Du Schurke! Mörder! Hörst du, du Schuft! Du brauchst deine Schuld nicht zu leugnen! Ich weiß alles! Der Galgen ist der richtige Lohn für das begangene Verbrechen. Doch ich bin barmherzig und gerne gebe ich der Vernunft Gehör, und

nehme die Motive der Tat wohlwollend erwagend zur Kenntnis. Der Mann, der in deinem Hause ermordet wurde, war ein Maure, ein Ungläubiger, ein Feind unseres heiligen Glaubens und ein Frevler der Kirche. Ohne Zweifel hast du ihn in einem Anfall religiösen Eifers erschlagen. Ich will deshalb nachsichtig sein und Güte walten lassen; gib das geraubte Eigentum des Mauren heraus, auf dass es vom Staate verwaltet werde, und die ganze Sache soll totgeschwiegen werden.“

Der arme Wasserträger rief alle Heiligen als Zeugen seiner Unschuld an; doch, wie es schon oft in diesem Leben geht, nicht ein einziger erschien, und wenn einer gekommen wäre, der wütende *alcalde* hätte nicht nur diesen einen, sondern den ganzen Heiligenkalender der Lüge geziehen. Der arme Perejil erzählte die Geschichte vom sterbenden Mauren ungeschminkt und einfach, wie sie der Wahrheit entsprach. Aber alles war vergebens. „Willst du wirklich behaupten, dass der Moslem weder Geld noch Juwelen hatte, die deine sündhafte Habgier reizten?“ fragte ihn der Richter listigen Blicks.

„So wahr ich hoffe, einmal selig zu werden, Euer Gnaden“, rief schnell der Wasserträger, „er hatte nichts als eine kleine Büchse aus Sandelholz, die er mir als Belohnung für meine Dienste schenkte.“

„Was, eine Büchse aus Sandelholz! Eine Schatulle, ein Schmuckkästchen aus edlem Holz!“ rief der *alcalde* mit habgierigem Blick. „Und wo ist diese Büchse? Wo hast du sie versteckt?“

„Euer Gnaden zu dienen,“ versetzte Perejil voll Angst, „die Büchse steckt in einem der Körbe des Tragsattels meines Esels, und sie steht Euer Gnaden jederzeit zur Verfügung.“

Kaum hatte er das letzte Wort ausgesprochen, da eilte auch schon der dienstefrige *alguacil* davon, zur Hütte des Wasserträgers und war in wenigen Minuten mit der geheimnisvollen Schatulle aus Sandelholz wieder im Dienstraum des Bürgermeister. Dieser nahm die Büchse und öffnete sie mit zitternden Fingern. Alle Anwesenden drängten sich vor, um den wertvollen Inhalt dieses Kästchens ja genau zu sehen. Doch bitter wurden sie enttäuscht, denn nichts war drinnen, was einen augenscheinlichen Wert gehabt hätte. Eine

mit arabischen Schriftzeichen beschriebene Pergamentrolle und ein kleines Stümpfchen Kerze war die ganze Erbschaft, die unser Perejil gemacht hatte.

Wenn durch die Überführung eines Gefangenen nichts zu gewinnen ist, so kann selbst im Süden die Gerechtigkeit unparteiisch sein. Als sich der *alcalde* von seiner Enttäuschung erholt hatte und überzeugt war, dass diesmal weder dem Fiskus noch seiner privaten Kasse eine erkleckliche Summe einverleibt werden konnte, hörte er sich die Aussagen des Wasserträgers ganz leidenschaftslos an, und da diese mit den Angaben von Perejils Weib übereinstimmten, war dieser gerechte Richter von der Unschuld des Angeklagten bald überzeugt und entließ ihn aus der Haft. Als Lohn für seine so menschliche Tat überließ ihm der *alcalde* sogar die Büchse aus Sandelholz und ihren Inhalt, behielt sich aber als Bezahlung für die erwachsenen Gerichtskosten des Gallegos Esel zurück.

Da war denn der arme Perejil ärmer als früher, denn nun musste er wieder sein eigener Wasserträger sein und mit dem großen irdenen Krug auf der Schulter zum Brunnen auf der Alhambra hinaufkeuchen.

Oft verlor er so seine gute Laune, wenn ihm an heißen Sommertagen auf halbem Weg der Atem ausging, dann rief er, wohl empört: „Oh du Hundesohn von einem *alcalde*! Schämst du dich wirklich nicht, einem armen Mann das Mittel seines Unterhaltes, seinen besten Freund, seinen einzigen Arbeitsgenossen schmählich geraubt zu haben?“ Und dann erinnerte sich der arme Mann voll Wehmut seines geliebten Gefährten, der mit ihm alle Mühen still und ergeben geteilt hatte. „Ach, Esel meines Herzens,“ seufzte er hernach trüb, stellte die schwere Last auf einen Stein und wischte sich den Schweiß von der brennenden Stirn, „ach, Esel meines Herzens! Ich bin sicher, dass du an mich denkst, an deinen rechtmäßigen Herrn! Gewiß vermißt du die Wasserkrüge, du armes Tier!“

Aber nicht genug damit! Noch viel größer war das Elend des armen Perejil, wenn er abends hundsmüde heim kam. Dann empfing ihn sein Weib keifend, klagend und weinend und machte ihm das

Leben sauer. Jetzt hatte sie ja Oberwasser, denn sie war es, die den Moslem nicht in der Hütte beherbergen mochte. Sie wollte jenen Besuch verhindern, von dem nun alles Unglück, alle Not und das große Elend kamen; und als kluge Frau nahm sie jede Gelegenheit beim Schopf, um ihrem Mann ihr überlegenes Wissen und ihren bewiesenen Scharfsinn vorzuhalten. Wenn die Kinder nichts zu essen hatten oder ein neues Kleid brauchten, dann sagte sie höhnisch lächelnd: „Geht doch zu eurem überklugen Vater! Er ist der Erbe des Königs *Chico*⁴⁸ von der Alhambra! Sagt ihm, er soll euch mit dem Schatz helfen, der in des Mauren Schatulle versteckt liegt!“

Hatte jemals ein Sterblicher für eine gute Tat schwerer zu büßen? Wurde jemals ein armer Sterblicher für seine Mildtätigkeit härter bestraft? Der unglückliche Perejil war krank an Leib und Seele, aber er ertrug den Spott und den Hohn seines Weibes mit Gelassenheit und schleppte Wochen und Monate sein schweres Kreuz durchs Dasein. Endlich eines Abends, als sein Gespons ihn wieder in der gewohnten Weise verhöhnte, da verlier er seine Geduld. Freilich wagte er es nicht, seiner Frau eine derbe oder durchschlagende Antwort zu geben, aber sein Blick fiel auf die Büchse aus Sandelholz, die mit halb offenem Deckel auf einem Gesims lag und über das harte Geschick, das ihn drückte, zu lachen schien. Zornig griff er nach ihr und schleuderte sie auf den Boden. „Verflucht sei der Tag,“ schrie er, „an dem ich dich zuerst erblickte und deinen Besitzer unter meinem Dach beherbergte!“

Als das Köfferchen auf den Boden fiel, öffnete sich der Deckel weit und die Pergamentrolle kollerte auf den Fußboden. Perejil betrachtete eine Zeitlang das Stück mit mürrischen Schweigen, bis er endlich seine Gedanken sammelte und sich sagte: „Wer weiß, ob diese Schrift nicht von Wichtigkeit ist? Jedenfalls hat sie der Maure mit größter Sorgfalt aufbewahrt.“ Er nahm daher die Rolle zu sich, steckte sie in die Brust, und als er am nächsten Morgen auf der Straße Wasser verkaufte, blieb er vor dem Laden eines Mauren aus

⁴⁸ Boabdil

Tanger stehen, der im *Zacatín* Schmucksachen und wohlriechende Parfüms feilhielt. Er bat den Moslem ihm diese Schrift auf dem Pergament zu entziffern.

Dieser las die Rolle aufmerksam durch, strich sich dann den langen weißen Bart und sagte lächelnd: „Diese Handschrift enthält eine Zauberformel, um verborgene Schätze zu heben, die irgendwo gebannt liegen. Sie sei von einer solchen Kraft, erzählt der Schreiber der Zeilen, dass sie die stärksten Schlösser und Riegel breche, und ihr selbst Diamantenfelsen weichen müssten.“

„Ach!“ seufzte der kleine Gallego, „was soll ich damit anfangen? Ich bin kein Zauberer und kein Beschwörer und weiß auch nichts von vergrabenen Schätzen.“ Mit diesen Worten nahm er den Wasserkrug wieder auf seine Schultern, ließ die Rolle in der Hand des Mauren zurück und trabte ruhig weiter, um seine gewohnte Runde zu machen.

Doch als er dann am Abend wieder auf die Alhambra kam und sich beim Brunnen etwas ausruhen wollte, da traf er dort eine Versammlung von tratschenden Weibern und Männern an, deren Gesprächsstoff auf Märchen und Sagen von übernatürlichen Ereignissen Bezug hatte. Und da sie alle arme Teufel waren, sprachen sie von verzauberten und verborgenen Schätzen, die einstens von den Mauren auf der Alhambra vergraben wurden. Und alle waren sich darüber einig, dass tief in der Erde unter der *Torre de Siete Suelos*, dem Turm der sieben Stockwerke, große Schätze zu heben wären, wenn man nur ihren Standort genau wissen könnte.

Diese Geschichten machten einen tiefen Eindruck auf den armen Perejil, und als er den schon dunklen Weg von der Alhambra in die Stadt hinunter stieg, grübelte er noch über die gehörten Berichte nach und sagte halblaut zu sich selbst: „Und wenn am Ende doch unter diesem Turm mit den sieben Boden ein Schatz aus der Maurenzeit verborgen läge, und wenn die Papierrolle, die ich dummerweise beim Moslem aus Tanger zurückließ, vielleicht gar den Schlüssel enthielte, wie man das Gold heben könne...“ In der plötzlichen Aufregung, die sich seiner bei diesen Gedanken bemächtigen wäre ihm bald der Wasserkrug von der Schulter

auf den Boden gefallen. Geld! Reichtum! Keine Not und keinen Hunger mehr!

In dieser Nacht wälzte er sich ruhelos auf seinem Lager von einer Seite auf die andere, denn die Pläne und Einbildungen, die sein armes; Gehirn peitschten, hielten ihn wach und munter. In aller Früh lief er gleich zum Laden des Mauren und erzählte ihm alles, was er gehört und in der Nacht allein gedacht und geplant hatte. „Ihr könnt arabisch lesen,“ sagte er zu dem Moslem aus Tanger, „warum gehen wir eigentlich nicht gemeinsam zum Turm und versuchen die Wirkung der Zauberformel? Rührt sich nichts, so sind wir deswegen nicht schlimmer daran als vorher. Es kostet uns nur den Gang auf die Alhambra und nichts riskieren wir dabei. Sollte aber der Bann wirklich gebrochen werden, dann wollen wir den ganzen reichen Schatz brüderlich teilen.“

„Sachte, sachte und immer nur langsam voran!“ erwiderte der Händler aus Tanger, „mit dieser Schrift allein können wir wenig machen, denn sie muss um Mitternacht beim Schein einer ganz besonders gefettigten Kerze gelesen werden. Ich kann dir eine solche nicht beschaffen, es fehlen mir dazu die erforderlichen Zutaten, Gewürze und Spezereien; und, wie du verstehen wirst, ist eine solche Zauberkerze die notwendige Voraussetzung zum Erfolg.“

„Sprecht kein Wort weiter,“ rief der kleine Wasserträger, „ich habe die Kerze, die wir brauchen! Gleich bring ich sie!“ Mit diesen Worten lief er aus der Bude des Moslems, rannte nach Hause und kehrte bald darauf mit dem Kerzenstumpf zurück, den er in dem Kästchen aus Sandelholz gefunden hatte.

Er übergab das Wachs dem Mauren, und dieser roch lange Zeit daran und sagte endlich dem aufhorchenden Perejil: „Das gelbe Bienenwachs da schließt ganz seltene Wohlgerüche ein. Es ist die Kerze, die wir brauchen. So lange sie brennt, werden die stärksten Mauern und die geheimsten Höhlen offen bleiben. Doch wehe dem, der wartet, bis sie verlöscht! Mit dem Schatz bleibt er verzaubert in alle Ewigkeit.“

Sie kamen nun überein, die Formel noch in derselben Nacht zu versuchen. In später Stunde, als sich schon nichts mehr regte

als nur Fledermäuse und Eulen, da stiegen sie den mit Kriechholz bewachsenen Hang zur Alhambra hinauf und näherten sich schweigend der düsteren *torre de los Siete Suelos*. Dichtes Gebüsch, Bäume und mannshohes Unkraut umwucherten den Platz, wo der Turm stand, von dem viele Sagen erzählten, dass man dort das Gruseln lernen könne. Beim matten Schein einer kleinen Laterne tappten und stolperten sie zum Eingangsgewölbe des Turms. Vor Furcht und Aufregung zitternd stiegen sie eine in den nackten Fels gehauene Treppe hinab und ins Innere des Turms hinein. Sie kamen bald in eine dumpfe, feuchte Felskammer, von wo aus andere Stufen in ein tieferes Gewölbe führten. So tappten sie vier Treppen dahin und gelangten endlich ins unterste Stockwerk, dessen Fußboden eine feste Fläche bildete, obwohl der Sage nach noch drei weitere folgen sollten; bis dorthin könne man allerdings nicht vordringen, so hieß es wenigstens, da ein furchtbarer Zauber die unteren drei Gewölbe verschlossen hielt. Eine Zeitlang standen Perejil und der Maure atemlos da, schauten sich stumm an und wussten nicht, was sie tun sollten. Die Luft war im Gewölbe dumpf und kalt; es roch nach muffiger Erde, Wasser tropfte von den Felswänden, und Mäuse und Ratten huschten wie geisterhafte Schatten die Treppe hinauf und herunter. Da, endlich, hörte man die Turmuhr die Mitternachtsstunde schlagen. Dumpf drang der Ton bis ins Gewölbe im Schoß der Erde. Gleich zündeten sie die Wachskerze an, und ein feiner Duft von Myrrhe, Weihrauch und Balsam schwängerte den trüben Kellerraum.

Der Maure begann mit leiser Stimme eilig zu lesen. Kaum hatte er geendet, als man unterirdischen Donner hörte, ein Rollen und Dröhnen, das beiden, Christen und Moslem, die Haare zu Berge stehen ließ. Die Erde bebte, der Boden tat sich auf, und es kam eine schmale Wendeltreppe zum Vorschein, die noch weiter hinunter führte. Zitternd und bebend drangen sie vor, stiegen abwärts und kamen wieder in ein Gewölbe, das mit Arabesken und kufischen Schriftzeichen bedeckt war. Hoch hoben sie ihre Funzel und sahen im Schein des Lichts einen großen, mit starken Eisenbändern am Boden verankerten Koffer. Rechts und links davon saßen

unbeweglich, wie Bildsäulen, zwei verzauberte Mauren in voller Rüstung, den runden Schild vor sich und das krumme Schwert im Gürtel. Hier standen Krüge und Amphoren, bis zum Rand voll Gold, Silber und Perlen. Christ und Moslem steckten ihre Hände hinein und begannen aus dem Vollen zu schöpfen. Und was sie alles hervorzo-gen! Schmuckstücke, Reifen und Ringe, und manchmal blieb sogar eine feine Perlenkette an den Fingern hängen. Fieberhaft atmend, zitternd und schlotternd vor Angst und Habsucht stopften sie sich wahllos die Taschen voll, und weder der Moslem noch der Wasserträger sprachen dabei ein Wörtchen. Nur manchmal trafen sich ihre Blicke, wenn sie zu der verzauberten Maurenwache hinaufschauten, die bewegungslos dasaß und sie mit starren Augen ansah. Endlich, bei einem eingebildeten Geräusch erfasste die Schatzgräber ein derartiger Schrecken, dass sie wild aufsprangen, wie gejagt die Treppe hinauf stolpten, im obersten Zimmer die Wachskerze umwarfen und verlöschten. Allsogleich schloss sich der Boden wieder dröhnend und donnernd, und keine Spur erinnerte an den Vorfall.

Von Entsetzen erfüllt, hielten die beiden keine Sekunde an, rannten weiter, fielen auf den Boden und standen wieder auf und beruhigten sich erst, als sie die Sterne durch die Äste der Bäume schimmern sahen. Dann setzten sie sich einig auf den Rasen und teilten die reiche Beute. Leise sprechend überlegten sie, was nun bei der gegebenen Sachlage zu tun wäre und beschlossen, sich für jetzt mit diesem bloßen Abschöpfen der Krüge zu begnügen, aber später, in einer anderen Nacht, zurückzukehren und dann aber das Gewölbe bis auf den Grund zu leeren. Um sich gegenseitig vor Treulosigkeit zu schützen, nahm der eine die Pergamentrolle und der andere den Kerzenstummel zu sich, dass sie also nur gemeinsam und in Eintracht den Schatz heben konnten. Leichten Herzens und mit wohlgefüllten Taschen gingen sie dann den Weg nach Granada hinunter.

Auf halbem Weg flüsterte der schlaue Maure dem etwas gutmütigen Perejil einen guten Rat ins Ohr und sagte ihm zwar leise, aber mit Nachdruck:

„Freund! Ihr werdet einsehen, dass dieser ganze Handel ein tiefes Geheimnis bleiben muss, bis wir den ganzen Schatz gehoben und in Sicherheit gebracht haben. Denn sollte der *alcalde* auch nur ein Wörtchen davon hören, dann ist es um uns geschehen, und Gott müssen wir danken, wenn er uns nur beraubt!“

„Gewiss“, erwiderte der *Gallego*, „nichts ist wahrer als das!“

„Freund Perejil“, fuhr der andere fort, „du bist ein vorsichtiger Mann und kannst ohne jeden Zweifel ein so großes Geheimnis für dich behalten. Aber bedenke! Du hast eine Frau!“

„Die soll kein Wort davon erfahren“, antwortete barsch der Wasserträger.

„Genug nun“, sagte der Maure, „ich verlasse mich auf deine Klugheit und dein Versprechen.“

Wohl niemals war ein Wort aufrichtiger und bestimmter gegeben worden; aber ach, welcher Mann kann ein solches Geheimnis seiner Frau verschweigen? Einer wie Perejil gewiss nicht, der ja der folgsamste und gutmütigste aller Ehemänner war. Als er ins Haus trat, fand er seine Frau schmollend in einer Ecke sitzen. „Na, endlich bist du doch wieder da“, rief sie ihm gleich zu, ehe er noch den Mund auf tun konnte, „bis zum grauen Morgen treibst du dich in den Straßen Granadas herum, weiß Gott wo! Mich wundert nur, dass du nicht wieder einen Mohren als Gast mitbringst, du elender Lump.“ Dann brach sie in Tränen aus, rang die Hände zum Himmel und schrie ganz erbärmlich: „Oh Gott, wehe mir! Oh ich unglücklichste aller Frauen! Was soll aus mir und meinen Kindern werden? Mein Haus von Advokaten, Notaren und Gerichtsdienern beraubt und geplündert, mein Mann ein Lump und Taugenichts, der seine Familie vergisst, für Weib und Kind kein Brot bringt, sondern Tag und Nacht mit ungläubigen Mauren durch die Gegend stolcht! Oh meine armen Kinder meine ärmsten Würmer! Was wird aus uns noch werden? Bei diesem Rabenvater müssen wir alle noch auf die Straße betteln gehen!“

Der ehrsame Perejil wurde durch den Kummer seines guten Eheweibes so gerührt, dass er sich hinsetzte und auch weinte. Sein Herz war so voll wie seine Taschen und ließ sich nicht

zügel, er musste es ausschütten! So steckte er also seine Hände in den Hosensack, zog mehrere Goldstücke heraus und ließ sie ihr in den Busen gleiten. Die arme Frau war starr vor Staunen. Wie geistesabwesend stierte sie ihn an, denn sie wusste nicht, was dieser Goldregen bedeuten sollte. Und ehe sie sich noch von ihrer Überraschung erholen konnte, zog der kleine Gallego eine goldene Kette hervor und schwenkte sie vor ihren Augen hin und her; dabei machte er die wildesten Luftsprünge und riss sein Mundwerk weit auf.

„Die heilige Jungfrau beschütze uns!“ rief die Frau voll Schrecken, „Was hast du getan, Perejil? Du hast doch keinen Raub und Mord begangen?“

Kaum war der armen Frau dieser Gedanke durch den Kopf gefahren, als ihr auch schon alles zur Gewissheit wurde. Sie sah sich schon hinter Kerkermauern schmachten und den kleinen, krummbeinigen Gallego an einem Galgen baumeln. Ein kalter Schauer überfiel sie, der Schweiß trat ihr aus allen Poren, und heftig weinend brach sie zusammen.

Was sollte der arme Mann machen? Er hatte kein anderes Mittel, seine Frau zu beruhigen und die Schreckensbilder ihrer Fantasie zu zerstreuen, als dass er ihr haargenau die ganze Geschichte seines Glücks erzählte. Freilich musste sie ihm vorher hoch und heilig schwören, das Geheimnis zu wahren und niemandem ein Sterbenswörtchen von der ganzen Sache zu erzählen.

Unbeschreiblich war die Freude des Weibes! Sie umarmte ihren Gatten inniglich und erdrückte ihn fast mit ihren Liebkosungen. „Nun, Frau,“ sagte stolz und mit Siegermiene der kleine Wasserträger, „was denkst du nun vom Vermächtnis des Mauren? Fortan schilt mich nicht mehr, wenn ich einem armen Mitmenschen helfe!“

Bald danach wickelte sich der Gallego in seinen Schafspelz, legte sich in eine Ecke der Hütte und schlief so gut und fest wie in einem Himmelbett. Nicht so seine Frau. Sie schüttete den ganzen Inhalt seiner Taschen auf die Bodenmatte und zählte die ganze Nacht arabische Goldmünzen, probierte sich Halsbänder, Armreifen und

Ohringe an und mache sich dabei aus, was sie einmal tun würde, wenn sie sich ihres Schmuckes öffentlich erfreuen dürfte.

Am folgenden Morgen nahm der ehrliche Perejil ein dickes Goldstück und ging damit zu einem Händler auf dem *Zacatín*, um es zu verkaufen. Er erzählte dem Juden, dass er es auf der Alhambra unter den Trümmern eines Turms vor einiger Zeit gefunden hatte. Der biedere Geschäftsmann sah die maurische Inschrift und wusste sofort, was die Münze wert war. Er bot aber wenig Geld dafür und zahlte nur ein Drittel des wirklichen Verkaufspreises, womit der Wasserträger vollkommen zufrieden sich auf den Weg machte und froh und glücklich seine Einkäufe besorgte. Er erstand neue Kleider für die Kinder, kaufte Spielsachen und dazu Fleisch und Lebensmittel für ein kräftiges Mahl. Dann kehrte Perejil in seine Wohnung zurück und verteilte alle Gaben unter die Kinder, die er um sich herum tanzen ließ, während er in ihrer Mitte, als glücklichster aller Väter, Luftsprünge machte, die einem Hanswurst alle Ehre gemacht hatten.

Die Frau des Wasserträgers hielt ihr Versprechen des Stillschweigens mit überraschender Pünktlichkeit. Umgeben von Klatschbasen und Gevatterinnen ging sie mit geheimnisvollem Blick herum und trotz ihres frohen Herzens, das jeden Augenblick übergehen wollte, hielt sie mit lobenswerter Ausdauer ihren Mund, und das war wirklich bei dieser Frau allerhand. Zwar konnte sie es nicht unterlassen, sich ein wichtiges Ansehen zu geben und etwas groß zu tun. So entschuldigte sie sich bei den Freundinnen wegen ihres etwas zerschlissenen Kleides, das in Wirklichkeit voll Speck und Schmutz war, und schwatzte davon, dass sie bald eine neue *basquiña*, einen mit goldenen Borten besetzten Faltenrock und eine neue Spitzenmantilla haben werde. Auch, so erzählte sie ihren erstaunt aufhorchenden Nachbarinnen, habe ihr Mann die Absicht, sein Gewerbe als Wasserträger aufzugeben, da die schwere Arbeit seiner Gesundheit wirklich nicht bekömmlich sei. Ebenso werde sie während der heißen Sommermonate aufs Land gehen, um mit ihren Kindern frische Gebirgsluft zu atmen, weil ja für bessere Leute Granada im Juli und August unerträglich sei.

Bei solchen und ähnlichen Worten schauten sich die Basen und Freundinnen der Frau Wasserträgerin mit viel sagenden Blicken an und lächelten still und stumm vor sich hin. Hinter ihrem Rücken allerdings begannen sie zu tuscheln und zu huschen, zu spotten und zu lachen, denn alle waren davon überzeugt, dass ihre *comadre*⁴⁹ plötzlich an Größenwahnsinn leide.

Das alles wusste sie natürlich ganz genau; dumm war sie ja nie gewesen! Wenn sie jedoch nach außen hin zurückhaltend war, so hielt sie sich dafür zu Hause schadlos und freute sich ihres Schatzes und Reichtums. Sie behang sich mit orientalischen Schnüren und Perlketten, streifte Spangen und goldene Ringe über Arm und Finger, steckte sich mit Diamanten besetzte Nadeln ins Haar und krönte sich eigenhändig mit einem maurischen Diadem. So angetan, segelte sie wie der Wirbelwind durch die Stube, dass die Lumpen, die ihren schönen Leib nur spärlich umhüllten, auf und nieder flogen und der arme Perejil oft mehr sah, als notwendig gewesen wäre. Dann beschaute sie sich wieder im Spiegel und freute sich ihres Anblicks. Ja, einmal trieb sie ihre Einfalt und Eitelkeit sogar dazu, sich am Fenster zu zeigen um zu sehen, welchen Eindruck ihr Putz auf die Vorübergehenden mache.

Das Unglück wollte aber, dass gerade in diesem Augenblick der Barbier Pedrillo Pedrugo untätig in seiner Bude saß und menschenfreundlich darüber nachdachte, wem er wohl eins auswischen könne, als sein stets wachsames Auge von dem Funkeln eines Diamanten getroffen wurde. Mit einem einzigen Sprung war er bei seinem Guckloch und sah in der Hütte gegenüber das Weib des Wasserträgers im Schmucke einer morgenländischen Braut am Fenster stehen. Kaum hatte er ein genaues Inventar der Wertsachen aufgenommen, als er auch schon im Sturmschritt zum *alcalde* lief und ihm hastig alles erzählte. In wenigen Minuten war der ausgehungerte *alguacil* wieder auf der Fährte hinter dem armen Wasserträger her, und

⁴⁹ Gevatterin, auch Nachbarin

ehe es noch Abend wurde, stand der Unglückliche abermals vor seinem ungnädigen Richter.

„Du ganz gemeiner Schurke, wie geht das zu?“ rief der erbitterte Stadtvater, „Du erzähltest mir, dass jener Ungläubige, der in deinem Haus auf so rätselhafte Art gestorben ist, nichts als eine leere Schatulle hinterlassen habe, und nun höre ich zu meiner Überraschung, dass dein lumpiges Weib sich daheim mit Perlen und Diamanten schmückt. Hundesohn! Gib die Beute heraus und bringe die Habe deines unglücklichen Opfers sofort zu mir, um dann am Galgen zu baumeln, der schon längst auf dich wartet.“

Der so angeschriene Wasserträger fiel auf die Knie und erzählte in seinem Schrecken ausführlich, wie er zu seinem Reichtum gekommen war. Der geldgierige *alcalde*, der habsüchtige alguacil und der hinterhältige Barbier hörten voll Staunen dieses maurische Märchen von verzauberten Schätzen. Der Gerichtsdienner brachte bald den Mauren daher, der bei der Beschwörung als Fachmann mitgewirkt hatte. Ungemütlich war dem Moslem zu Mute, als er sich in den Händen dieser Harpyien des Gesetzes sah, doch als er den Wasserträger erblickte, der mit Schafsaugen blöd vor sich hinstierte, da war ihm gleich alles klar. „Elendes Vieh!“ zischte er dem ehrlichen Perejil ins Ohr, „habe ich dich nicht davor gewarnt, deiner schlitzmäuligen Alten etwas auszuplaudern?“

Die Erzählung des Moslems stimmte genau mit der des Wasserträgers überein aber der *alcalde* stellte sich ungläubig und drohte beiden mit Gefängnis, Galgen und strengen Untersuchungen.

Doch der Moslem war nicht auf den Kopf und noch viel weniger auf den Mund gefallen und erklärte ruhig und besonnen den anwesenden Vertretern von Recht und Gerechtigkeit: „Nur immer mit Umsicht voran, guter *señor alcalde*! Lassen wir nicht Geld und Glück dadurch entfliehen, dass wir allzu gierig danach greifen! Niemand außer uns weiß etwas von der Sache. Wir wollen also das Geheimnis bewahren! Es sind Schätze genug in der Höhle, um uns alle reich zu machen. Verspricht eine ehrliche

Teilung, dann wird alles ans Licht des Tages geschafft werden! Schlagt sie nicht ab, denn die Höhle würde für immer verschlossen bleiben.“

Der *alcalde* besprach sich umgehend mit dem *alguacil* und der alte Lump flüsterte seinem Vorgesetzten leise ins Ohr: „Versprecht alles, bis Euer Gnaden sich in den Besitz des Schatzes gesetzt haben. Dann könnt Ihr ihnen ja wieder alles nehmen, und sollte der Maure oder gar sein Mitschuldiger murren, so droht ihnen mit dem Scheiterhaufen und dem Schandpfahl, den von Gott und seiner Kirche gewollten gerechten Strafen für Ungläubige und Zauberer.“

Dem Bürgermeister gefiel der Plan. Es glättete sich seine Stirne, und treuen Blickes schaute er zum Mauren hinüber, als er diesem freundlich sagte: „Das ist eine wirklich ganz seltsame Geschichte. Sie kann wahr sein, ich gebe es zu, aber um mich davon zu überzeugen, musst ihr noch in der heutigen Nacht in meiner Gegenwart die Beschwörung wiederholen. Ist wirklich ein Schatz vorhanden, so wollen wir denselben brüderlich unter uns teilen, und über die Sache soll Gras wachsen. Habt ihr mich aber belogen, dann erwartet keine Gnade von mir! Bis zum Abmarsch und zur Klärung des Falles bleibt ihr als Gefangene hier unter Arrest.“

Der Maure und der Wasserträger gingen herzlich gern auf diese Bedingungen ein, denn sie wussten, dass die Tatsachen die Wahrheit ihrer Aussage bestätigen würden.

Gegen Mitternacht brach der *alcalde* in aller Stille auf. Ihn begleiteten der Gerichtsdiener und der aufdringliche Bartputzer. Alle drei waren gut bewaffnet, führten sie doch den Mauren und Perejil als Gefangene mit zur Alhambra hinauf. Es trippelte auch des Wasserträgers Esel nach, der dann später den gehobenen Schatz in die Stadt hinunter tragen sollte. Ohne gesehen zu werden kamen sie bis zum *Torre de los Siete Suelos* hin, banden dort den Esel an einen Feigenbaum und stiegen in das vierte Gewölbe hinab, wo die Stiege aufhörte und der nackte Felsboden zum Vorschein kam.

Die Rolle wurde hervorgeholt, die gelbe Wachskerze angezündet, und der Maure las mit lauter und fester Stimme die geheimnisvolle

Beschwörungsformel. Die Erde bebte, und der Boden tat sich mit donnerähnlichem Rollen und Dröhnen weit auf, und wieder wurde die Stiege sichtbar, die ins Innere der Erde zu führen schien. Der *alcalde*, sein *alguacil* und der Barbier, Hasenfüße und Feiglinge erster Sorte, wie Tyrannen und deren Kreaturen es immer zu sein pflegen, waren derart vom Schrecken erfasst, dass sie nicht den Mut aufbrachten, in die bewusste Schatzkammer hinab zu steigen. Der Moslem aber und der Wasserträger taten es mit Seelenruhe und fanden im untersten Gewölbe wieder die beiden maurischen Wachen stumm und steif dasitzen. Der granadinische Muselman aus Tanger wählte zwei Krüge voll! Goldmünzen und Edelsteinen aus, -man konnte merken, dass er von diesen Dingen was verstand, -und der Wasserträger trug sie nacheinander hinauf. Der Gallego war bestimmt ein kräftiger Mann und ans Lasttragen gewöhnt, aber jetzt wankte er unter der Schwere des Kruges, und als er beide Amphoren dem Esel aufgeladen hatte, da ging das Tier in die Knie und konnte sich nur mit Mühe wieder aufrichten.

„Wir wollen jetzt zufrieden sein,“ sagte der Maure, „hier haben wir so viele Wertstücke, dass wir wirklich reich sind und nun in Ruhe leben können, ohne dass die Gefahr einer Entdeckung bestünde.“

„Ist vom Schatz noch etwas unten?“ fragte arglistig der *alcalde*.

„Das Wertvollste von allem,“ antwortete der Maure, „eine riesige Truhe voll Perlen und Edelsteinen von unermesslichem Wert; sie ist aber mit Stahlbändern im Boden verankert.“

„Männer! Diese Kiste müssen wir haben. Auf ans Werk!“ rief der *alcalde*.

„Ich steige nicht mehr hinab,“ sagte der Maure mürrisch, „ich habe genug, mehr ist überflüssig.“ „Und ich,“ sagte der Wasserträger, „will keine Last mehr heraufschleppen, denn mehr würde meinem armen Esel den Rücken brechen.“

Der *alcalde* musste nun erleben, dass Befehle, Drohungen und auch Bitten gleich vergeblich waren. Er wandte sich also an seine beiden Spießgesellen und befahl ihnen: „Helft mir die Kiste heraufschaffen! Ihren Inhalt wollen wir unter uns teilen.“ Er ging

voraus, schreckensbleich folgten ihm der Gerichtsdiener und der Barbier.

Der Maure schaute ihnen nach, und als sah, dass sie wirklich unten waren, verlöschte er die Kerze. Krachend schloß sich der Boden wieder und die drei Ehrenmänner blieben im Schoss der Erde vergraben.

Dann eilte er die verschiedenen Treppen herauf und hielt nicht eher an, als bis er unter freiem Himmel war. Perejil zappelte ihm nach so schnell es ihm seine kurzen Beine erlaubten.

„Was hast du getan?“ rief der Wasserträger, sobald er wieder Atem schöpfen konnte. „Der *alcalde* und die beiden anderen sind in dem Gewölbe eingeschlossen.“

„Lieber Freund! Es ist Allahs Wille!“, sagte der Moslem mit frommer Stimme.

„Und willst du sie nicht wieder erlösen?“, fragte ängstlich der *Gallego*.

„Davor bewahre uns Allah und sein Prophet!“ erwiderte der Maure, sich ernst den Bart streichend. „Es steht nämlich im Buch des Schicksals geschrieben, dass sie verzaubert bleiben sollen, bis in der fernen Zukunft irgendein Mensch den Bann bricht. Gottes Wille geschehe!“ Bei diesen Worten warf er den Kerzenstumpf weit ins Unterholz, das den Berghang deckte.

Mithin war also die Sache abgeschlossen, und der Maure und der Wasserträger zogen froh mit ihrem Esel zu Tal, der unter der schweren Last oft schwankte und zu stürzen drohte. Perejil unterhielt sich mit seinem langohrigen Freund, den er glücklich den Krallen des Gesetzes entreißen konnte. Er herzte und küsste ihn, und in der Tat wusste man nicht, was im Augenblick dem einfachen Burschen mehr Freude machte, der Gewinn des Schatzes oder die Wiedererlangung des Esels.

Die beiden Gefährten teilten ihre Beute wirklich brüderlich und ohne Streit, und wenn auch der Maure eine große Vorliebe für Perlen und Edelsteine zeigte, und es so einzurichten wusste, dass derlei Wertsachen auf seine Seite kamen, so schob er dann dem Wasserträger immer Schmuckstücke aus gediegenem Gold

hinüber, die fünfmal größer waren, wobei letzterer zufrieden und einverstanden nickte. Bald verließen sie den Schauplatz ihrer früheren Tätigkeit, um in anderen Ländern sich ungestört ihres Reichtums erfreuen zu können. Der Maure kehrte nach Afrika in seine Vaterstadt Tetuan zurück, und der Gallego schlug mit Weib und Kind und Esel den kürzesten Weg nach Portugal ein. Hier wurde er unter Anleitung seiner Frau ein Mann von Rang und Namen. Er hieß nun klangvoll *Don Pedro Gil*, sein langer Körper mit den kurzen Beinen steckte in Wams und engen Hosen; den mächtigen Schädel schmückte ein Federhut neuester Mode und am Koller hing ein Degen. Seine Nachkommenschaft gedieh wundervoll, wenn auch alle etwas krumme Beine hatten, was aber ihrer Fröhlichkeit keinen Abbruch tun konnte. Die *señora Gil* zog stolz wie ein Gockel durch die Straßen, vom Kopf bis zu den Füßen mit Fransen, Spitzen und Troddeln behängt; an allen Fingern trug sie glitzernde Ringe, als Muster einer schlampigen Eleganz, die alle Neureichen auszeichnet.

Was den *alcalde* und seine Helfershelfer betrifft, so blieben sie unter dem großen Turm mit den unterirdischen sieben Stockwerken begraben und warten dort auch heute noch auf ihre Befreiung. Wenn allerdings einmal irgendwo kupplerische Barbieri, gaunerhafte *alguaciles* und bestechliche *alcaldes* fehlen sollten, dann möge man sie suchen; allerdings, wenn sie bis dahin auf ihre Erlösung warten müssen, dann wird die Verzauberung bestimmt bis zum jüngsten Tag dauern, denn Lumpen sterben ja nie aus.

DIE SAGE VON DER ROSE DER ALHAMBRA ODER DER PAGE MIT DEM GEIERFALK

ALS die spanischen Mauren ihr Königreich, Granada und die Alhambra den siegreichen Christenheeren übergeben hatten und auf dem Bergfried der alten Pfalz das kastilisch-aragonesische Banner wehte, da war die herrliche Stadt am Genil durch Lustren die Lieblingsresidenz des königlichen Hofes. Doch Erdbeben, die Häuser und alte arabische Türme in Trümmer legten, verscheuchten den Adel und die Granden aus diesem Paradies auf Erden. Granada und die Alhambra begannen ihren Dornröschenschlaf, aus dem sie selten und nur für ganz kurze Zeit geweckt wurden.

So verflossen viele Jahre in ärmlicher Ruhe; kein königlicher Gast zeigte sich auf der Burg, keine Feste wurden gefeiert, keine Aufmärsche belebten die Straßen der Stadt und kein Hofklatsch die Salons. Der Adel schloss seine Paläste, leer standen bald die Schlösser der Junker, und die Alhambra schien in ihren vernachlässigten Gärten ein Opfer der Zeit zu werden. Der *torre de las Infantas*, wo einstens die drei schönen Prinzessinnen wohnten, zeigte schon Sprünge und Risse, und Quadersteine begannen zu zerbröckeln. In den Wohnräumen der drei holden Schwestern, in den Zimmern Zaidas, in den Hallen Zoraidas und in den Erkern und Nischen und auf den Balkonen, wo Zorahaida träumte, da nisteten Fledermäuse und Käuze, Eulen und Uhus, während Spinnen in Unzahl ihre feinen Faden von einer Decke zur anderen zogen. Wenn nun auch hie und da einmal an Bauwerken und Gebäuden herumgepfuscht und ausgebessert wurde, so war bei derartigen Arbeiten immer der Turm der Prinzessinnen vergessen worden. Ob es absichtlich oder unabsichtlich geschah, das kann nicht festgestellt werden,

doch ist sicher, daß die damaligen Bewohner mit einer gewissen scheuen Furcht zum Turm hinüberblickten, denn allerlei gruselige Geschichten sollten sich dort zugetragen haben und fallweise noch vorkommen. Wie allen bekannt sein dürfte, starb die jugendliche Zorahaida einsam und traurig in einem der Prachtzimmer dieses Turms. Man erzählt sich nun, dass viele Leute in hellen Mondnächten sie noch nach Jahren gesehen hätten: sinnend säße das schöne Königskind neben dem Springbrunnen in der großen Halle, oder traurig wandle ihr Geist über Treppen und Stiegen, durch Gänge und Gemächer. Auch auf der Zinne des Turms sah man ihre Alabastergestalt, während Wanderer draußen im Tal den Klang ihrer Laute und arabische Melodien gehört hatten.

Noch einmal sollte Granada sich jedoch seiner vergangenen Größe bewusst werden. Ein Königspaar wollte die Flitterwochen oben auf der Alhambra verbringen, wo Maurenfürsten und Sultaninnen sich ehemals umarmten. Es ist allbekannt, dass Philipp V. der erste Bourbonne auf spanischem Throne war. Ebenso dürfte jedermann wissen, dass er in zweiter Ehe die schöne Elisabeth von Parma geheiratet hatte, und so durch eine wahre Kette von zufälligen Ereignissen, ob glücklich oder unglücklich -das bleibt dahingestellt- ein französischer Prinz und eine rein italienische Prinzessin zusammen in Spanien regierten. Ganz Granada arbeitete fieberhaft an der Restaurierung und dem Aufputz von Stadt und Alhambra, um Landesvater und Landesmutter würdig empfangen und beherbergen zu können. Mit der Ankunft des Hofes und des Hofstaates kam bald Leben in die eben noch verödeten Paläste, in die verlassenen Herrenhäuser und einsamen Schlösser. Trommelwirbel und Trompetenstöße tonten über Höfe und Plätze, vor den Toren stampften Rosse, Ehrenwachen im vollen Schmuck der Waffen bezogen ihre Posten, Geschütze an den Außenwerken und Fahnen auf den Zinnen erinnerten an den alten Glanz der Alhambra, als sie noch Schutz und Trutzburg der spanischen Muselmanen war. Aber in ihrem Innern herrschte der Geist von Versailles. Hier vernahm man das Rauschen von Seidenwäsche, die vorsichtig leisen Schritte der Hölflinge, die unterdrückten Stimmen antichambrierender

Minister und Aristokraten. Pagen und Ehrenfräulein wandelten flirtend durch die Gärten, und aus den offenen Fenstern stahl sich der Klang der Musik und das glückliche Lachen froher Menschenkinder.

Im Gefolge der Monarchen befand sich auch Ruiz de Alarcon, der Lieblingspage Elisabeths, und das soll allerhand heißen, denn jeder Dienstmann der schönen Italienerin zeichnete sich durch äußere Reize, virile Schönheit und geistige Vorzüge aus. Der junge Mann hatte gerade sein achtzehntes Lebensjahr vollendet, war hübsch, schlank und anmutig wie Antinous aus Bithynien, der Liebling Kaiser Hadrians. Seine Königin verehrte er voll Hingabe und Achtung, war aber mit anderen ein etwas gar zu vorlauter Grünschnabel, eigensinnig und von den Damen bei Hof verzogen; mit Frauen wusste er weit besser umzugehen, als seiner Jugend bekömmlich gewesen wäre.

Dieser Page streifte eines Tages müßig durch die Gärten des Generalife und genoss die schöne Aussicht auf die Alhambra. Zur Unterhaltung hatte er den Geierfalken der Königin mitgenommen, und als ein Vogel aus dem Gebüsch aufstieg, nahm er schnell dem Beiztier die Haube ab und ließ es fliegen. Der Falke stieg hoch in die Luft, stieß wild auf seine Beute herab und... verfehlte sie. So schnell wollte sich nun der Vogel nicht wieder die Kappe über den Kopf stülpen lassen. Er flog also mit starkem Flügelschlag davon und ließ den Pagen rufen und schreien. Dieser blickte dem Lieblingstier seiner Königin entsetzt nach, bis er sah, dass sich der Vogel weit draußen bei der Ringmauer auf einen hohen Turm niederließ, dort wo eine tiefe Schlucht die königliche Residenz vom Generalife trennt. Es war der *torre de las Infantas*.

Unternehmungslustig lief Alarcón dem Falken nach, stieg entschlossen die Klamm hinunter und näherte sich dem Turm, auf dessen Zinnen der Vogel hockte. Natürlich hatte jedoch dieser Wehrturm von der Talseite her keinen Zugang, und seiner Höhe wegen musste sich der feurige Page den Gedanken aus dem Kopf schlagen, ihn von außen zu erklettern. Er machte also einen Umweg an der Festungsmauer entlang, bis er endlich ein Tor fand, durch

das er in den Hof und so auch auf die andere Seite des Turms kommen konnte.

Ermüdet ging er weiter über mehrere wenig gepflegte Plätze und Hofe und stand bald wieder beim steinernen Koloß. Davor lag ein kleiner Ziergarten, und ein von Kletterrosen und Myrten überwachsenes Gitterwerk schloss diesen ab. Alarcón öffnete leise das Pfortchen und schritt zwischen Blumenbeeten und Sträuchern rasch auf die Turmtür zu. Doch sie war verschlossen und von innen verriegelt. Neugierig, schaute er herum, und als erfahrener Hofmann fand er bald einen Spalt im Holz, der ihm nähere Untersuchungen gestattete. Da war ein kleiner maurischer Salon, dessen Wände herrliche Atauriquen und andere Stuckarbeiten zierten. In der Mine plätscherte lustig ein Springbrunnen, Blumen säumten ihn, und schlanke Marmorsäulen trugen wohlgeformte Hufeisenbogen. In einem blütenreichen Oleanderstock baumelte ein Vogelbauer, aus dem das Zwitschern und Trillern gefiederter Sänger zu hören war. Neben dem Alabasterbecken des Brunnens schnurrte auf einem Schaukelstuhl zwischen weiblichen Handarbeiten ein roter Kater und blinzelte listig zu den Vögeln hinauf. An einem Wandhaken hing eine mit bunten Bändern verzierte Gitarre, während Kastagnetten und Tamburin auf einem kleinen Ziertischchen daneben lagen.

Ruiz de Alarcón war natürlich von diesen Zeugnissen fraulicher Anmut überrascht, denn er glaubte dass der Turm leer stehe. Er erinnerte sich sogleich an verschiedene Märchen, die von verwunschenen Hallen berichteten, von ehemaligen Bewohnern der Alhambra, deren Geist und Seele noch nicht zur Ruhe gekommen waren und auf Befreiung warteten. Etwas kalt lief es dem sonst gewiss nicht zimperlichen Pagen über den Rücken, als ihn die Katze wild anfauchte, denn leicht konnte es sich um den Hexenmeister handeln, der seine Opfer in der Vogelsteige bewachte, die ihrerseits hart auf den sie befreienden Prinzen warteten.

Doch bald schlug er sich derlei Gedanken aus dem Kopf und klopfte an die Tür. Ein schönes Gesicht lugte oben aus einem kleinen Fenster, wurde aber sofort wieder zurückgezogen, und nur Sekunden konnte er das holde Frauenantlitz bewundern. Er

wartete und hoffte, dass die Turmtür geöffnet würde. Doch er wartete vergebens, kein Laut, keine Tritte waren drinnen zu hören - alles blieb still. Hatten seine Sinne ihn etwa gar getäuscht, oder war diese liebliche Erscheinung die gute Fee des Bergfrieds? Dieser Sache wollte Alarcón resolut auf den Grund gehen und klopfte nunmehr etwas stärker, dass es laut widerhallte. Es erschien auch gleich wieder das liebliche Gesichtchen oben im Fensterrahmen, das zu einem blühenden Mädchen von etwa fünfzehn Jahren gehörte.

Der Page riss wie ein Blitz sein mit Federn geschmücktes Baret herunter, verneigte sich tief und bat mit höflichen Worten, dass man ihm erlauben möge, auf den Turm zu steigen, um seinen Falken wiederzuholen.

„Ich darf die Tür nicht öffnen, *señor*,“ versetzte das kleine Fräulein errötend, „meine Tante hat es mir verboten.“

„Ich bitte Euch dringendst, schönes Mädchen, öffnet mir - es ist der Lieblingsfalke der Königin. Ich darf ohne ihn nicht in den Palast zurückkehren!“

„Dann seid Ihr also einer der Hofkavaliers?“

„Ja, holde Maid, so ist's. Doch ich werde meine Stelle und die Gunst der Königin verlieren, wenn ich den Falken nicht wiederbekomme.“

„Heilige Jungfrau María! Gerade vor Euch Höflingen hat mich meine gute Tante ganz besonders gewarnt und mir aufgetragen, keinem die Tür aufzumachen.“

„Damit meinte Eure Tante nur die schlechten Kavaliers. Ich bin jedoch keiner von diesen; ich bin nur ein ganz harmloser Page, der alles verliert, was er noch hat, wenn Ihr die kleine Bitte ihm abschlägt.“

Das Herz des Fräuleins wurde von der Not des Pagen gerührt. Es wäre doch Jammer und Schade wenn er wegen einer so geringfügigen Sache der Königin Gunst verlöre und ins Unglück gestürzt würde. Auch gehörte er sicherlich nicht zu jenen gefährlichen Wesen in Wams und engen Hosen, die ihrer Tante nach wahre Kannibalen waren, und wie wilde Panther lauerten, ein nichts ahnendes Mädchen zu überfallen und als Beute zu verschleppen. Der Knabe

da vor der Tür war sanft und bescheiden; flehend blickte er zum Fenster herauf, das Barrett verlegen in der Hand drehend. Auch sah er recht reizend aus und musste, seinem Gehaben nach, ein anständiger und frommer Junge sein.

Der in puncto Liebe beschlagene Page merkte gar bald, wie die Turmbesatzung langsam aber sicher sturmreif wurde. Er verdoppelte daher seine Bitten und fand dazu solch rührende Worte, dass es keinem sterblichen Mädchen je möglich gewesen wäre, ihn kaltherzig stehen zu lassen. Langsam kam der kleine Türmer herunter, schob mit zitternden Händen den Riegel zurück, öffnete die Tür und ließ den *caballero* eintreten. Hingerissen starrte dieser die holde Maid an, deren zarte Schönheit ihn zu bannen schien.

Ein andalusisches Mieder und die faltenreiche *basquiña* hoben das Ebenmaß ihrer Formen hervor. Das Haar trug sie gescheitelt, und unter im Knoten des Zopfes stak eine frische rote Rose, wie dies die Landessitte heute noch vorschreibt. Die südliche Sonne hatte ihr Gesichtchen ziemlich gebräunt, aber das erhöhte nur die Lieblichkeit des fraulichen Errötens und den Glanz ihrer bezaubernden Augen.

Ruiz de Alarcón erfasste dies alles in einem Augenblick, hielt sich aber nicht unnötig auf, sondern murmelte nur einige Dankesworte und sprang leichtfüßig die steile Wendeltreppe hinauf, um den Falken zu suchen.

Bald kehrte er mit dem flüchtigen Vogel auf der Faust zurück. Das Mädchen hatte sich mittlerweile wieder zu ihrer Handarbeit am Springbrunnen gesetzt und knäuelte emsig einen Strang Seide auf. Doch als sie den Pagen sah, da fielen ihr gleich mehrere Strähnen auf den Boden und die Winde gar auch. Der junge Hofmann sprang eilfertig herzu und hob die Haspel auf, dann beugte er anmutig sein Knie und reichte die Garnwinde ehrfurchtsvoll der kleinen Dame. Dabei ergriff er rasch die ausgestreckte Rechte des Mädchens und drückte einen heißen Kuss darauf, wie er es inniger noch nie getan hatte, selbst bei seiner so schönen Herrscherin nicht.

„*Ave María, señor!*“ rief das Mädchen voll Verwirrung und Erstaunen, denn so etwas ihr noch nie passiert!

Der ehrenwerte Page bat allsogleich tausendmal um Entschuldigung und versicherte dem unerfahrenen Kind, dass dies Sitte bei Hof sei, und man auf diese Art einer Dame seine Verehrung zeige.

Ihr Zorn, angenommen dass sie überhaupt zornig war, schwand dahin, doch blieb sie aufgeregt und verlegen. Hochrot bis zu den Haarwurzeln saß sie mit niedergeschlagenen Augen bei der Arbeit, und statt den Strang zu knäueln, verfringen sich die Faden ineinander.

Der schlaue Page erkannte die Verwirrung im feindlichen Lager und hatte sich diese gern zu Nutzen gemacht. Aber die schönen Redensarten, die er anbringen wollte, blieben unausgesprochen, seine galanten Vorstöße wirkten ungeschickt, seine Künste als Herzensbrecher versagten, und zu seiner Überraschung fühlte er, dass jenes kleine Mädchen vor ihm am Springbrunnen, ihn, den Hofpagen der Königin, schüchtern machte, was selbst den klügsten und erfahrensten Damen aus der französisch-italienischen Gesellschaft bis heute nicht gelungen war.

Das Mädchen hatte in ihrer engelhaften Unschuld und Sittsamkeit einen weit wirksameren Schutz, als mit den Schlössern und Riegeln, die ihre wachsame Tante vorschrieb. Doch wo ist das weibliche Wesen, das für das erste Flüstern der Liebe unempänglich wäre? Trotz ihrer Unerfahrenheit verstand das kleine Fräulein rein gefühlsmäßig all das, was die stammelnde Zunge des Pagen nicht auszudrücken imstande war, und ungestüm pochte ihr Herzlein jetzt, da zum ersten Male ein Verehrer zu ihren Füßen von Liebe sprach, und dabei noch ein Anbeter von solcher Art!

Die Schüchternheit des Pagen war zwar wirklich und ungekünstelt, aber nicht von langer Dauer, und schon kam er wieder in den Besitz seiner Kaltblütigkeit und seines Selbstvertrauens, als gerade zur rechten Zeit vom Eingange her eine scharfe Frauenstimme zu hören war.

„Meine Tante kommt aus der Messe zurück!“ rief das Mädchen erschrocken, „Ich bitte Euch, *señor*, geht fort.“

„Nicht eher, als bis Ihr mir die Rose aus Eurem Haar als Andenken gewährt.“

Sie nahm hastig die Rose aus ihren schwarzen Locken und rief: „Nehmt sie, aber ich bitte Euch, macht dass Ihr fortkommt.“

Der wilde Knabe empfing die Rose, bedeckte die Hand, die sie ihm reichte mit Küssen, steckte die Blume dann auf sein Barett und sprang mit dem Falken auf der Faust eiligst durch den Garten und über den Zaun davon und nahm das heiße Herz der holden Jacinta mit sich.

Als die wachsame Tante endlich angewatschelt kam, fiel ihr natürlich sogleich die Unruhe ihrer Nichte auf. Doch mit wenigen Worten war die Sache geklärt. „Ein Geierfalke hatte seine Beute bis in den Salon hinein verfolgt.“

„*Bendito sea Dios*, Gott sei uns gnädig! Wer hat jemals gehört, dass ein Falke bis in den Turm flöge? Ein so verwegenes Tier, selbst unser Vogel im Käfig ist heutzutage nicht mehr sicher!“

Die alte Fredegunda war eine der schlauesten alten Jungfrauen, die es je gegeben hat. Großes Misstrauen hegte sie gegen die Männerwelt, „das feindliche Geschlecht“ wie sie sagte, und ein langes unfreiwilliges Zölibat schien sie in dieser ihrer Meinung nur bestärkt zu haben. Nicht, dass die gute Dame jemals von Vertretern dieses gefürchteten Geschlechtes verfolgt worden wäre oder an dessen Tücken zu leiden gehabt hätte, denn davor schützte sie ihr Äußeres, aber es ist schon so im Leben, dass Frauen, die keinen Grund haben, um sich selbst besorgt zu sein, bereitwilligst ihre hübschen Nachbarinnen bewachen, da diese ja etwaigen Versuchungen ausgesetzt waren und ganz ungewollt daneben treten konnten.

Die Nichte, die schöne Jacinta, war die Waise eines im Kriege gefallenen Obersten. Ihre Jugendjahre hatte das arme Kind in einem Kloster verbracht, aus dem sie erst vor einigen Wochen entlassen wurde, um von ihrer Tante weiter erzogen zu werden. Wie eine Rose unterm Dornenstrauch, so erblühte Jacinta in ihrer Abgeschlossenheit an der Seite der alten Fredegunda, und der Vergleich ist nicht zufällig, diese frisch aufknospende Schönheit

war selbst den Leuten auf der Festung aufgefallen, die sie poetisch nur „die Rose der Alhambra“ nannten.

Die vorsichtige Tante hielt auch fernerhin strenge Wacht und ließ die kleine Nichte keinen Augenblick aus ihrer Obhut; wenigstens so lange der Hof mit seinen Kavalieren in Granada weilte, schien der Dame die Sache nicht geheuer. Die gute *Doña* war mit sich selbst recht zufrieden, war doch, ihrer Ansicht nach, all die Wachsamkeit von Erfolg gekrönt, denn niemand belästigte das liebe Mägdelein in dem *torre de las Infantas*. Der gutmütige Hausdrachen ärgerte sich zwar hin und wieder, wenn in Mondscheinnächten aus den Stauden unterm Turm Liebeslieder heraufklangen, die ein feuriger Troubadour zur Laute seiner Minne sang. Bei solchen Gelegenheiten pflegte dann Fredegunda ihre Nichte ernstens zu ermahnen, ja nicht auf diesen Singsang zu hören, da es sich nur um einen Kunstgriff des „feindlichen Geschlechtes“ handle, mittels dessen unerfahrene Frauen ins Verderben gelockt werden sollten. Aber mein Gott im Himmel! Wie kann ein junges Mädchen einer alten Tante glauben, wenn bei Frühlingsvollmond aus dem Garten ein Ständchen klingt!

Endlich brach König Philipp den Hofaufenthalt in Granada ab und zog mit seinem Gefolge beiderlei Geschlechts davon. Die wachsame Fredegunda wandte kein Auge von dem königlichen Zuge ab, als sich dieser durchs „Tor der Gerechtigkeit“ langsam und feierlich nach Granada hinunterbewegte. Wie aber das letzte Banner ihren Blicken entschwunden war und man auch keinen Trompetenton mehr hörte, da kehrte sie voll Freude zum Turm zurück, waren doch alle ihre Sorgen nunmehr zu Ende. Aber welche Überraschung harnte ihrer! An der Gartentür stand ein gesatteltes arabisches Ross und scharrte ungeduldig mit den Hufen im Boden und -oh Schreck- hinter den Rosensträuchern bei den Nelkenbeeten kniete ein Jüngling in Hoftracht zu Füßen der Nichte! Beim Schall ihrer Schritte nahm dieser zärtlichst Abschied, sprang gewandt über die Umzäunung von Myrten, schwang sich auf seinen Hengst und war in wenigen Augenblicken verschwunden.

Im Übermaß ihres Schmerzes dachte die verliebte Jacinta gar nicht an den Unwillen ihrer Tante. Sie warf sich laut schluchzend an die bebende Brust Fredegundas und rief unter Tränen:

„Weh mir! Er ist fort, er ist fort! Fort ist er und ich werde ihn nie wieder sehen!“

„Fort? - Wer ist fort? - Was war das für ein junger Laffe, den ich zu deinen Füßen sah?“

„Ein Page der Königin, Tante. Er kam, um sich von mir zu verabschieden.“

„Ein Page der Königin, mein Kind!“ wiederholte die wachsame Alte laut, halb ohnmächtig vor Schreck, „und wann hast du die Bekanntschaft mit diesem Pagen der Königin gemacht?“

„Damals als der Geierfalke in den Turm flog. Es war der Falke der Königin, und er kam, um ihn wieder zu holen.“

„Oh du heilige Einfalt! Wisse du dummes Ding, dass kein Falke jemals so gefährlich werden kann, wie diese leichtlebigen Hofschranzen, die sich ohne Barmherzigkeit auf einfaltige Vögel, wie du einer bist, herabstürzen und sie in ihre Krallen nehmen.“

Als die Tante so erfuhr, dass sich ungeachtet ihrer gerühmten Wachsamkeit fast unter den ureigenen Augen ein zartes Liebesverhältnis angespannen hatte, da war sie natürlich äußerst ungehalten. Aber als sie fand, dass die kleine Jacinta auch ohne den Schutz von Schloss und Riegel allen Tücken und Angriffen des „feindlichen Geschlechtes“ siegreich widerstanden hatte und aus der Feuerprobe unversehrt hervorgegangen war, da tröstete sie sich voll Stolz auf ihr Werk. Hoch zufrieden mit sich selbst sagte sie, dass solche Charakterstärke nur die Folge der keuschen und sittsamen Grundsätze sein könne, in die sie das Mädchen sozusagen bis zu den Fersen getaucht habe, wie weiland Achilles' Mutter den späteren Helden von Troja.

Während die resolute Tante diesen lindernden Balsam auf ihren verletzten Stolz streute, wiederholte sich die Nichte die oft gesprochenen Gelöbnisse ewiger Treue, und hütete den Schatz der ersten Liebe im Herzen. Aber was bedeutete Liebe und Treue einem ruhelos umherschwärmenden Höfling? Sie sind einem flüchtigen

Strome gleich, der eine Zeitlang am Ufer mit jeder Blume tändelt, dann aber weiter fließt und alles zurücklässt.

Tage, Wochen, Monate gingen dahin, und der Page ließ nichts von sich hören. Die Granatäpfel reiften, die Reben wurden geschnitten, die Fluten des Herbstregens stürzten in Strömen von den Bergen. Die Sierra Nevada hüllte sich in einen dichten Schneemantel, und die Winterstürme heulten durch die leeren Hallen der Alhambra; der Page gab keine Nachricht! Wieder kam der Frühling, Blüten, Blumen, Vogelsang und linde Lüfte. Auf den Bergen schmolz der Schnee. Nur der Gletscher auf dem *Mulhacén*⁵⁰ blieb und glitzerte durch die schwüle Sommerluft. Immer noch hörte man nichts von dem vergesslichen Pagen der Königin.

Mittlerweile wurde die kleine Jacinta blass und traurig. Ihre früheren Beschäftigungen und Spiele gab sie auf, der Spinnrocken schnurrte nicht, zerrissen lagen die Stränge am Boden, die Gitarre war ohne Saiten, die Blumen vertrockneten und der Vogel blieb unbeachtet. Ihre Augen wurden trüb, die Wangen fielen ein, und kein Gesang war mehr zu hören. Wenn irgendein Ort auf der Welt geeignet war, tief die Leiden eines verlassenem Mädchens zu steigern, dann ist es ohne Zweifel die Alhambra, wo alles dazu geschaffen scheint, romantische Träume zu wecken und zärtliche Liebe zu zeugen. Die Alhambra ist das Paradies für Liebende; wie hart muss es also sein, sich in einem solchen Eden einsam zu fühlen und aussichtslos auf eine Liebespost zu warten!

„Ach, du albernes Mädel!“ sagte wohl ab und zu die keusche Fredegunda, wenn sie ihre Nichte schluchzend und seufzend voll Trauer antraf, „hab ich dich nicht oft genug vor den Tücken und Gemeinheiten dieser Männer gewarnt? Und was deinen Jüngling anbelangt, denkst du denn wirklich daran, dass der Familienrat dieses ehrgeizigen und stolzen Hauses einer Verschwägerung mit einem mittellosen Geschöpf, wie du es bist, zustimmen könnte? Nie wird der Vater einverstanden sein, dass sein viel versprechender

⁵⁰ Pass der Sierra Nevada

Spross eine nicht standesgemäße Ehe eingeht, auch wenn der Jüngling dich wirklich und ehrlich lieb hatte! Merk dir, armes Kind, gesellschaftliche Schranken sind unübersteigbare Hindernisse. Fass dir daher ein Herz, vergiss und schlag dir diese unnützen Gedanken aus dem Kopf.“

Solche Worte erhöhten nur die Schwermut der kleinen Jacinta, die fortab still und stumm leidend einsame Plätzchen aufsuchte, um so ungestört ihren Gedanken nachzuhängen. So auch einmal in einer schwülen Sommernacht. Die Tante war der Hitze wegen erst recht spät zu Bett gegangen, die verlassene Maid aber blieb noch wach, ging in den *patio* und setzte sich neben den melodisch leise plätschernden Alabasterbrunnen. Traurig starrte sie ins Wasserbecken. Hier hatte der treulose Page zuerst gekniet und ihr die Hand geküsst, hier hatte er ihr hundertmal ewige Treue geschworen! Das Herz des armen Mädchens war übervoll von zärtlichen und traurigen Erinnerungen, ihre Tränen begannen zu fließen und fielen langsam, ein Tropfen nach dem anderen in die Brunnenschale. Das kristallklare Wasser begann nach und nach unruhig sich zu kräuseln, brodelte und sprudelte schließlich heftig, wogte hin und her, und langsam wuchs aus ihm eine weibliche Gestalt heraus, die in reiche maurische Gewänder gehüllt war.

Erschrocken floh Jacinta aus der Halle und kehrte in dieser Nacht dorthin nicht mehr zurück. Am nächsten Morgen erzählte sie eiligst ihrer Tante, was sich zugetragen hatte, aber die alte Dame glaubte nicht an derlei Erscheinungen und hielt alles für ein bloßes Trugbild und einen Traum, da das Kind sicher neben dem Brunnen eingeschlafen war, während ihr unruhiger Geist weiter gearbeitet hatte. „Du hast gewiss an die Geschichte der drei maurischen Prinzessinnen gedacht, die einst in diesem Turm lebten,“ fuhr die alte Dame fort, „und dann hast du eben davon geträumt.“

„Was ist das für eine Geschichte, Tante? Ich weiß nichts davon.“

„Aber du wirst doch schon einmal von den drei Prinzessinnen Zaida, Zoraida und Zorahaida gehört haben? Von jenen drei Königstöchtern, die ihr strenger Vater hier in diesem Turm

gefangen hielt und die sich dann entschlossen mit drei christlichen Rittern zu fliehen? Die zwei älteren Schwestern führten auch wirklich die Flucht aus, die dritte aber brachte dazu den Mut nicht auf, blieb daheim und soll dann an gebrochenem Herzen in diesem Bau gestorben sein.“

„Ja, jetzt erinnere ich mich daran! Ach, wie oft habe ich über das Schicksal der holden Zorahaida geweint!“

„Du magst über das harte Los der Zorahaida weinen,“ fuhr die Tante fort, „ihr Geliebter war dein Vorfahr! Lange Monate konnte er seine maurische Liebe nicht vergessen, und gar arg schmerzte ihn die Wunde im Herzen. Doch die Zeit heilt jeden Kummer, und auch der des jungen cordobeser Grafen schwand dahin. Nach einem Jahr heiratete er eine spanische Dame, von der du abstammst.“

Jacinta gingen diese Worte ihrer Tante nicht wieder aus dem Sinn. Darüber nachgrübelnd, sagte sie sich: „Das, was ich gesehen habe, ist kein Trugbild des Gehirns, dessen bin ich sicher. Wenn es wirklich der Geist der edlen Zorahaida ist, der in diesem Turm umherwandelt, warum sollte ich mich dann fürchten? Ich will heute Nacht am Springbrunnen bleiben und sehen, ob der Besuch sich wiederholt.“

Um Mitternacht, als alles bereits still war, setzte sie sich daher wieder in die Halle und wartete auf den Beginn der Geisterstunde und auf die Dinge, die sich da tun würden. Endlich tonten vom Wachturm der Alhambra die zwölf Glockenschläge herüber. Allsogleich begann das Wasser im Brunnenbecken zu brodeln, es wogte hin und her, bis die weibliche Gestalt in maurischer Tracht wieder sichtbar wurde, die langsam aus den Wassern emporschwebte. Sie war jung und schön. Ihr Gewand war reich an Juwelen, und in der zarten Hand hielt sie eine kleine silberne Laute. Jacinta zitterte vor Schreck und es verschlug ihr den Atem, aber die sanfte Stimme der Erscheinung beruhigte sie, und der liebevolle Ausdruck ihres bleichen und melancholischen Gesichtes flößte ihr Vertrauen ein.

„Tochter des Sterblichen,“ sagte in melodischem Ton die Gestalt, „was fehlt dir? Warum trüben deine Tränen meinen Brunnen, und warum stören deine Klagen die stillen Stunden der Nacht?“

„Ich weine über die Treulosigkeit eines Mannes und beklage mein trauriges Los.“

„Tröste dich, deine Sorgen können bald ein Ende finden. Ich kann dir helfen! Du siehst in mir eine maurische Prinzessin, die, wie du, Unglück in ihrer Liebe hatte. Ein christlicher Ritter, es war dein Ahnherr, gewann mein Herz und bezauberte meinen Sinn. Er wollte mich in sein Vaterland entführen und dort zu einer guten Christin machen. In meinem Innern war ich zwar schon eine Bekehrte, aber meinem Glauben fehlten der Mut und die Kraft unter die Vergangenheit einen Strick zu ziehen und hoffnungsvoll ein neues Leben zu beginnen. Ich zauderte und zögerte, bis es eben zu spät war. Dafür haben nun böse Geister Macht über mich und ich bin in diesen Turm gebannt und wandle nachts ruhelos umher, bis ein sündenloser Mensch den Mut aufbringt, den Bann zu lösen. Willst du dies tun?“

Dann komm zu mir her und fürchte dich nicht! Tauche deine Hand in das Wasserbecken, bespreng mich und taufe mich nach dem Brauch deines Glaubens, so wird der Bann gelöst und meine gequälte Seele kann endlich die ewige Ruhe finden.“

Das Mädchen trat mit unsicheren Schritten hinzu, tauchte ihre Hand in den Springbrunnen, schöpfte Wasser und goss es über das Haupt des unerlösten Geistes. Gleichzeitig sprach sie: „Ich taufe dich...!“

Liebevoll blickte das zarte Gesicht auf Jacinta und lächelte voll unsäglichlicher Dankbarkeit. Dann ließ die Erscheinung die Laute zu den Füßen ihres jugendlichen Täufers gleiten, kreuzte die weißen Arme über der Brust und entschwand allmählich, dass es schien, als wären viele Tausende von Tautropfen in das Wasser gefallen.

Von Furcht und Staunen ergriffen floh Jacinta aus dem Saal. Sie schloss diese Nacht kaum ein Auge, und als sie bei Tagesanbruch aus unruhigem Schlaf erwachte, da erschien ihr alles wie ein verworrener Traum. Doch unten in der Halle, dort fand sie die Wirklichkeit der Erscheinung bestätigt, denn neben dem Springbrunnen sah sie in der Morgensonne die silberne Laute blinken.

Sie eilte umgehend zu ihrer Tante und erzählte ihr alles, was sie erlebt hatte. Als Beweis für die Wahrheit ihrer Geschichte wies sie die silberne Laute vor. Alle Zweifel, die die gute Dame noch hegte, schwanden dahin, als Jacinta in die Saiten des Instrumentes griff und demselben so entzückende Töne entlockte, dass selbst die schneeigen Regionen im kalten Busen der keuschen Fredegunda auftauchen, der nun gerührt auf und nieder wogte. Klar ist es, dass nur übernatürliche Musik solches Wunder vollbringen konnte.

Die außerordentliche Macht der Laute trat von Tag zu Tag deutlicher hervor. Am Turm vorübergehende Wanderer hielten an und lauschten wie gebannt in atemlosen Entzücken den himmlischen Klängen. Ja, sogar die Vögel sammelten sich auf den Bäumen in der Nähe und horchten in lautlosem Schweigen.

Bald wusste ganz Granada die Neuigkeit und bis in die *vega* hinaus drang die Nachricht von der himmlischen Musik. In Scharen kamen Leute aus nah und fern auf die Alhambra und standen um den *torre de las Infantas* herum, um dem Lautenspiel Jacintas zuzuhören.

Von Haus zu Haus, von Palast zu Palast und von Schloss zu Schloss ging das Gerücht, und so wurde endlich die kleine Künstlerin aus ihrer Abgeschiedenheit und Ruhe herausgerissen und in den Trubel des gesellschaftlichen Lebens hineingezogen. Die Reichen und Mächtigen des Landes stritten sich darum sie bewirten und als Gast begrüßen zu können, denn der Zauber, der von der Laute ausging, lockte die feine Welt in Unzahl in die Salons, wo Jacinta auftrat. Scharen von Bewunderern und Anbetern folgten ihr auf Schritt und Tritt und ergötzten sich an ihren Liedern, die sie zur Laute sang. Aber keiner der heißblütigen Edelmänner konnte ihr nahe treten, denn treu stand ihr die Tante Fredegunda zur Seite und wachte einem Drachen gleich über sie. Auch drang der künstlerische Ruf Jacintas bis in die anderen Städte Andalusiens. In Málaga, Sevilla, Córdoba, Madrid, in Cádiz und Huelva jubelte man ihr zu. Alles sprach von der schönen Künstlerin, von der Rose der Alhambra. Und bei den sangesfreudigen und ritterlichen andalusischen Menschen konnte es auch gar nicht anders sein: Die

Künstlerin jung und schön, von Liebe beseelt, und die Laute ein Zauberinstrument, deren Töne ans Herz griffen und ins Gemüt gingen.

Während so ganz Andalusien in musikalischen Freuden schwelgte, war die Stimmung am spanischen Hof wohl grundverschieden. König Philipp V., wie ja bekannt sein dürfte, kein Geisteskind, sondern ein etwas schwachsinniger Hypochonder, der Einfällen und Grillen jeder Art unterworfen schien, hegte wochenlang das Bett und stöhnte und seufzte vor Schmerzen, die er in Wirklichkeit gar nicht hatte. Ein anderes Mai wieder wollte er dem Thron entsagen, was seiner Gemahlin natürlich schon gar keine Freude machte, denn sie fand am Glanz des Hofes und an der Herrlichkeit der Krone sehr viel Geschmack und führte das Zepter ihres kindischen Ehemanns mit sicherer und fester Hand.

Musik war die beste Medizin für den armen Monarchen, bei deren Klang er förmlich auflebte. Die Königin trug daher Sorge, dass stets die besten Sänger und Tonkünstler sich in der Nähe aufhielten, um sie im Bedarfsfalle umgehend einsetzen zu können. Damals fungierte gerade der berühmte italienische Sänger Farinelli als eine Art von Leibarzt am königlichen Hof.

Nun hatte sich aber des Geistes dieses erleuchten und erhabenen Bourbonensprossen eine Idee bemächtigt, die an Wunderlichkeit alle früheren weit übertraf. Nach einer langen eingebildeten Krankheit, die allen Arien und Sonetten Farinellis und den Konzerten des ganzen Hoforchesters Hohn sprach, entschloss sich der Monarch probeweise seinen Geist aufzugeben und hielt sich infolgedessen für mausetot.

Das wäre nun an sich ganz harmlos und unwichtig und für die Königin und die Höflinge sogar bekömmlich gewesen, wenn Ihre Majestät sich damit zufrieden gegeben hätte und in der einem Toten geziemenden Ruhe verharret hatte. Doch zum Verdruss aller Hofleute bestand er energisch darauf, dass auch die entsprechende Leichenfeier stattfand und er standesgemäß beigesetzt werden müsse. Auch begann er schon ganz gewaltig zu schimpfen und zu schreien, denn es war seiner Ansicht nach unerhört und eine grobe

Verletzung der Dienstpflichten, ihn so lange unbegraben liegen zu lassen. Was sollte man da anfangen? Ein Unding war es, den bestimmt ausgesprochenen Befehlen des Königs nicht zu gehorchen - aber gehorsamst dem Wunsch nachzukommen, das schien selbst dem diensteifrigsten aller Hofschranzen unmöglich, denn es wäre ja offenkundiger Königsmord gewesen!

Während dieser wirklich nicht ergötzlichen Tage kam nun die Nachricht an den Hof, dass in Andalusien eine Künstlerin lebe, deren Gesang wahre Wunder wirke. Die Königin sandte schleunigst Boten ab und ordnete an, dass die kleine Sängerin sich in St. Ildefonso einzufinden habe, wo gerade der königliche Hof weilte.

Als einige Tage später die Königin mit ihren Höflingen in den prächtigen Anlagen des Schlosses lustwandelte, das mit seinen Bauten, Alleen, Terrassen und Springbrunnen, Blumen und Gärten die Herrlichkeiten von Versailles verdunkeln sollte, wurde ihr die weitberühmte Künstlerin vorgestellt. Elisabeth, ganz Majestät, blickte erstaunt auf das jugendliche und so anspruchslose Äußere des unscheinbaren Wesens, das die ganze spanische Welt in Taumel versetzte. Jacinta trug ihr malerisches andalusisches Kleid, hatte die silberne Laute in der Hand und stand mit bescheiden niedergeschlagenen Augen vor ihrer Landesherrin. Trotz der Einfachheit aber, oder gerade deswegen, kam ihre Frische und Schönheit voll zum Ausdruck, und selbst Neider mussten zugeben, dass sie den Namen „die Rose der Alhambra“ mit vollem Rechte führte.

Wie gewöhnlich war sie von der stets wachsamen Fredegunda begleitet, welche auf die Fragen der Königin bereitwilligst Auskunft gab und die ganze Familiengeschichte Jacintas ausführlich erzählte. Hoch erfreut war Elisabeth, als sie erfuhr, dass das junge Mädchen einem zwar armen, doch verdienten Geschlecht entstamme und dass ihr Vater als Offizier im Kampfe für Gott, König und Vaterland gefallen war. „Wenn deine Begabung deinem Rufe gleichkommt,“ sagte sie, „und du die bösen Geister austreibst, von denen dein König besessen ist, dann lass mich künftig für dich sorgen. Du

wirst es nicht bereuen, denn bei mir sollst du bleiben, wo Ehren und Reichtum deiner harren.“

Und ungeduldig, die Geschicklichkeit des Mädchens zu erproben, ging die Königin alsbald voraus und ins Gemach ihres schwermittigen Gemahls.

Jacinta folgte ihr mit gesenktem Blick und ging durch eine Reihe von Wachen und Scharen von Höflingen, welche sie neugierig angafften. Endlich kamen sie in ein großes, schwarz ausgeschlagenes Zimmer. Die Fenster waren geschlossen und mit dicken Tüchern verhängt, so dass kein Lichtstrahl eindringen konnte. Eine Anzahl gelber Wachskerzen in silbernen Stehleuchtern und Kandelabern verbreiteten einen düsteren Schimmer, daher konnte man nur schwach und wie Schattenrisse die Gestalten von stummen Dienern in Schwarz und von Höflingen erkennen, die geräuschlos und mit Trauermienen herumschlichen und nur darauf zu warten schienen, dass aus der Marotte eines geistesschwachen Königs endlich Wahrheit werde. Mitten in diesem Raum stand ein Paradebett, und darauf lag mit über der Brust fromm gefalteten Händen der nach dem Grabe verlangende Monarch, bedeckt mit dem Familienbanner, so dass nur die Nasenspitze sichtbar ward.

Die Königin trat schweigend in das Gemach, zeigte auf einen Fußschemel in einer dunklen Ecke und gab der Jacinta einen Wink, sich niederzusetzen und anzufangen.

Diese griff allsogleich in die Saiten und schlug die Laute mit zitternder Hand. Doch während des Spieles fasste sie Mut und freute sich selbst am Klang des Instruments, dem sie fast überirdische Harmonien entlockte. Alle Anwesenden waren vor Staunen und Entzücken außer sich, und der das Sterben ausprobierende Philipp wähnte sich bereits im schönen Jenseits bei Sphärenmusik und dem Gesang von Engeln neben dem Thron des Allerhöchsten. Nach und nach wählte die kleine Künstlerin andere Melodien und schließlich hörte man auch ihre Silberstimme zum Saitenspiel. Sie sang eine alte maurische Ballade von der Alhambra und den Muselmanen in Andalusien und deren Heldentaten im Kampf fürs Königreich Granada. Jacinta lebte ihre Rollen mit Leib und Seele, mit der

Alhambra war ja die Geschichte ihrer großen Liebe verwebt. Das Totengemach hallte wieder von dem begeisterten Gesang. Er drang in das düstere Herz des Monarchen. Dieser hob sein Haupt und schaute um sich, dann setzte er sich auf, starrte ins Leere, seine Augen fingen an zu glänzen -endlich sprang er aus dem Bett und von der Bahre auf den Boden, stellte sich breitspurig auf und rief mit lauter Stimme nach Panzer, Schild und Schwert.

Der Sieg der Musik war vollständig und die Zauberaute erfüllte, was man von ihr wusste und erzählte: der Geist der Schwermut war verschucht und gewissermaßen ein Toter dem Leben wiedergegeben. Die Fenster des königlichen Gemachs wurden geöffnet, dass Spaniens helle Sonne bis in den letzten Winkel scheinen konnte. Alle schauten nun nach der lieblichen Zauberin, die solches vollbracht hatte. Der aber war die Laute entfallen und sie selbst sank zu Boden, wurde aber gerade noch zur rechten Zeit von *Ruiz de Alarcón* aufgefangen, in die Arme geschlossen und an die Brust gedrückt.

Die Hochzeit wurde bald darauf gefeiert. Der König und die Königin waren Trauzeugen, ein hoher Geistlicher sang das Tedeum, und voll Freude zog das glückliche Paar nach den Festlichkeiten auf das Schloss bei... -doch hält- hör ich den Leser fragen, wie hat *Ruiz de Alarcón* sein langes Schweigen entschuldigt? Oh, daran war einzig sein alter Vater schuld, der stolz und eigensinnig keine arme Schwiegertochter haben wollte. Außerdem begraben und vergessen junge Liebesleute allen Hader, Zank und Verdruss, sobald sie sich wieder haben und wieder sehen!

Aber wie war es möglich, dass der harte Vater endlich doch in die Heirat einwilligte?

Auch das ist leicht erzählt. Zwei oder drei Worte der Königin brachten den alten Hidalgo bald zum Lächeln, und freudigst gab er seinen väterlichen Segen, da Jacinta der erklärte Liebling der Monarchin war. Dann gab es ja auch noch die Laute mit ihren Zaubermelodien, die den härtesten Kopf lenkten und noch ins kälteste Herz drangen, um es umzustimmen und nur Liebe und Freude schenken zu lassen.

Und was wurde aus der Wunderlaute?

Oh, das ist das Merkwürdigste von allem und beweist deutlich die Wahrheit dieser ganzen Geschichte. Die Laute blieb eine Zeitlang in der Familie, wurde dann aber, wie man vermutete, von dem großen Sänger Farinelli aus bloßem Brotneid mitgenommen. Nach seinem Tode ging sie in Italien in andere Hände über, wo man von ihrer geheimnisvollen Macht nichts wusste. Einer von den neuen Besitzern schmolz das Silber ein und bezog mit den Saiten eine alte cremoneser Geige, so dass auf dieses Instrument etwas von der früheren Zauberkraft überging... Ein Wort dem Leser ins Ohr, aber bitte streng geheim -diese Geige bezaubert jetzt die ganze Welt -es ist die Geige Paganinis!